Tausend und Ein Gespenst.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt

von

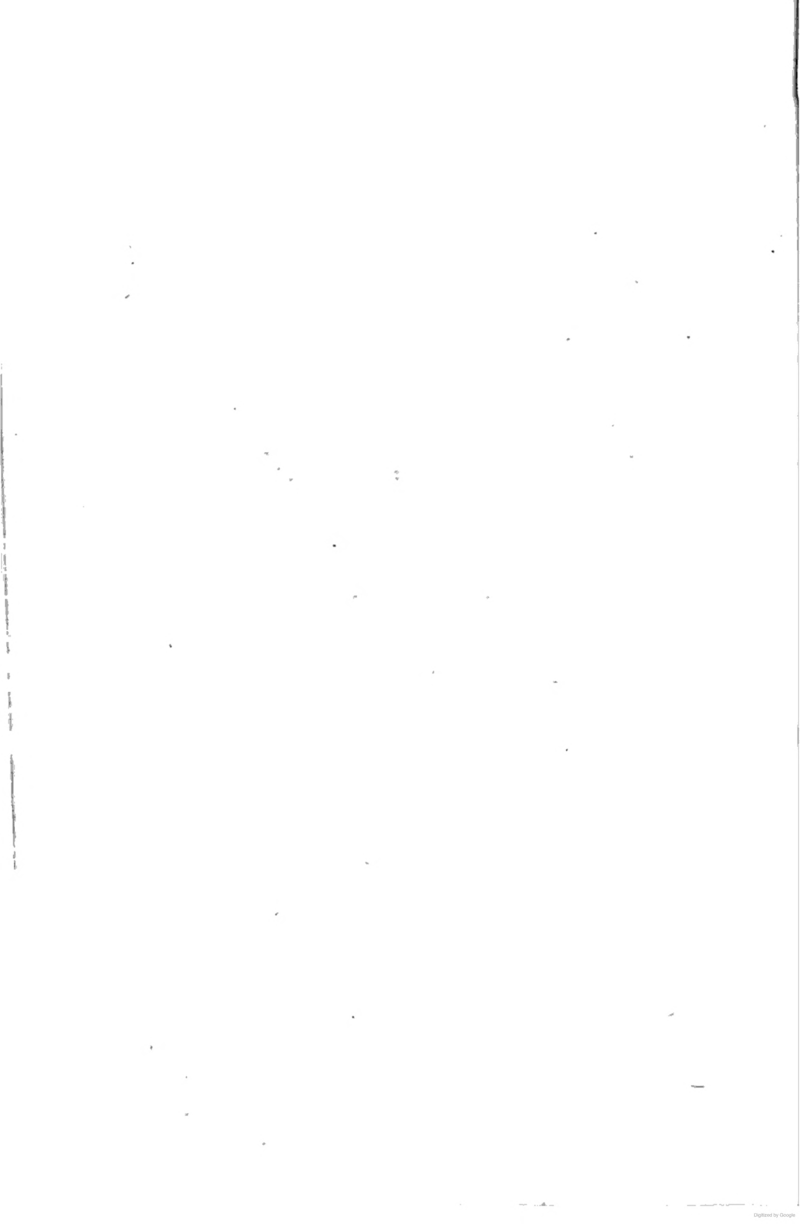
W. L. Wesché.

Vierter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Tausend und Ein Gespenst.

Vierter Band.



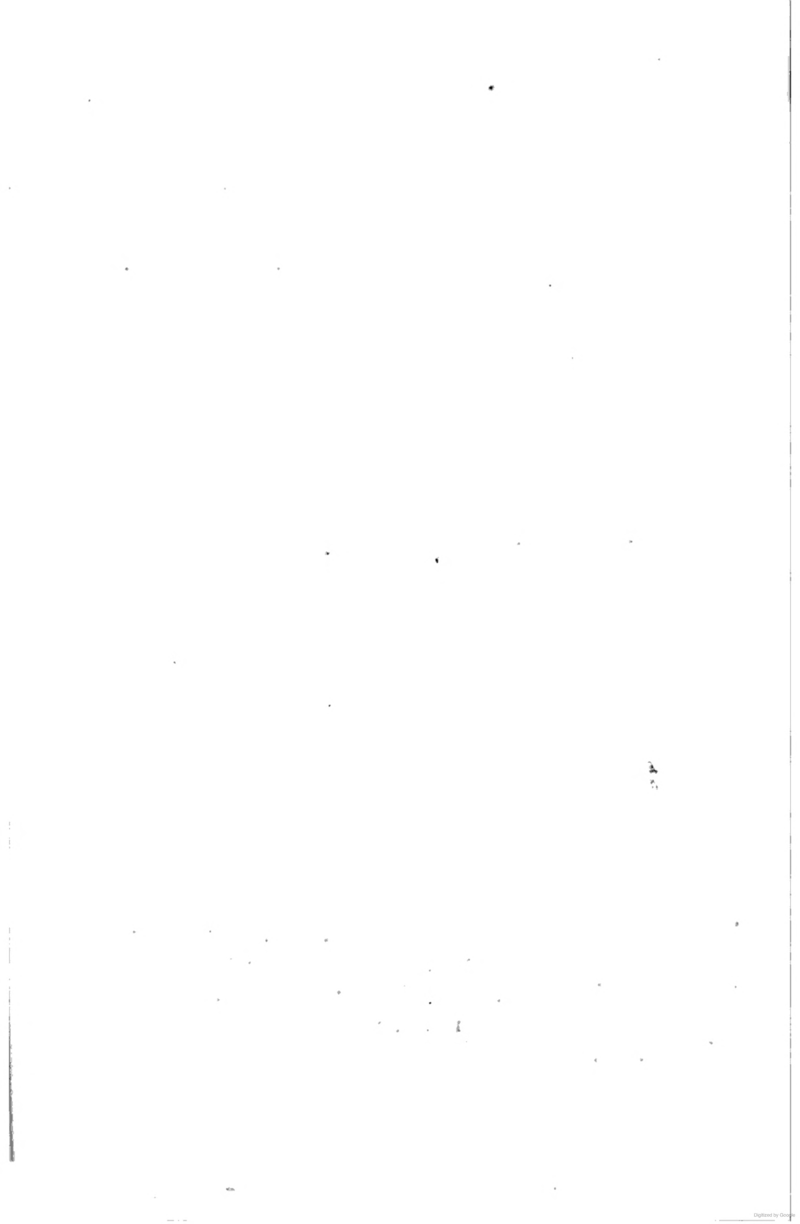
Das

Testament

des

Herrn von Chauvelin.*)

*) Wie wir bereits erwähnt, bestehen „Tausend und ein Gespenst" aus Erzählungen ohne nothwendigen Zusammenhang, so bildet das Testament des Herrn von Chauvelin, wiewohl unter dem gemeinsamen Titel erscheinend, einen unabhängigen Band.



I.

Das Haus der Straße Vaugirard.

Wenn man von der Straße Cherche-Midi nach der Straße Notre-Dame-des-Champs geht, so findet man zur Linken, einem Brunnen gegenüber, der die Ecke der Straße du Regard und der Straße Vaugirard bildet, ein kleines Haus, das in den Munizipalregistern der Stadt Paris unter No. 84 eingeschrieben ist.

Und jetzt, bevor wir weiter gehen, ein Geständniß, das ich zu machen zögerte. Dieses Haus, in welchem mich die offenherzigste Freundschaft fast bei meiner Ankunft aus der Provinz aufgenommen hat; dieses Haus, das mir drei Jahre lang ein brüderliches war; dieses Haus, an welches ich in allen Glücks- oder Unglücksfällen meines Lebens damals mit geschlossenen Augen geklopft hätte, gewiß, daß es sich meinen Thränen oder meiner Freude öffnen würde; dieses Haus bin ich, um seine to-

pographische Lage meinen Lesern genau anzudeuten, so eben selbst genöthigt gewesen auf einem Plane der Stadt Paris wieder erstehen zu lassen.

Mein Gott! wer hätte mir das vor zwanzig Jahren gesagt.

Das kömmt daher, weil auch seit zwanzig Jahren so viele Ereignisse gleich einer immer steigenden Fluth den Menschen unserer Generation die Erinnerungen ihrer Jugend geraubt haben, so daß man sich nicht mehr mit dem Gedächtnisse erinnern muß, — das Gedächtniß hat seine Dämmerung, in welcher sich die fernen Erinnerungen verlieren, — sondern mit dem Herzen.

Wenn ich daher mein Gedächtniß bei Seite lasse, um mich in mein Herz zu flüchten, so finde ich darin, wie in einem geheiligten Tabernakel, alle die geheimen Erinnerungen wieder, welche eine nach der andern meinem Leben entschlüpft sind, wie das Wasser durch die Spalten einer Vase Tropfen vor Tropfen dringt; in dem Herzen gibt es keine immer finsterer werdende Dämmerung, sondern eine Morgenröthe, welche immer glänzender wird; das Gedächtniß richtet sich nach der Dunkelheit, das heißt nach der Vergänglichkeit; das Herz richtet sich nach dem Lichte, das heißt, nach Gott.

Kurz, dieses kleine Haus ist da, durch eine graue Mauer eingeschlossen, hinter welcher es sich halb versteckt, zu verkaufen, wie man mir sagt, bereit, den gastfreundlichen Händen zu entgehen, welche mir seine Thüren geöffnet haben!

Lassen Sie mich Ihnen erzählen, wie ich dasselbe be-

treten habe; das führt uns, ich weiß es wohl, auf einem Umwege zu der Geschichte, welche ich Ihnen erzähle; aber gleichviel; folgen Sie mir, wir werden unterwegs plaudern, und ich werde trachten, daß Ihnen der Weg weniger lang scheint, als er es in der Wirklichkeit ist.

Es war, wie ich glaube, gegen das Ende des Jahres 1826. Wie Sie sehen, gab ich Ihnen nur zwanzig Jahre an, und jetzt ist es zwei und zwanzig Jahre her. Ich war so eben drei und zwanzig alt geworden.

Bei Veranlassung des armen James Rousseau habe ich Ihnen meine literarischen Träume erzählt. Im Jahre 1826 waren sie bereits weit ehrgeiziger geworden. Es war nicht mehr die Jagd und die Liebe, welche ich unter Mitarbeitung Adolphs von Leuven verfaßte; es war nicht mehr die Hochzeit und das Begräbniß, welche ich mit Vulpian und Lassagne schrieb, es war Christine, über welche ich allein träumte. Ein schöner Traum! ein ganz glänzender Traum, der mir in meinen jugendlichen Hoffnungen diesen Garten der Hesperiden öffnen sollte, einen Garten mit goldenen Früchten, dessen Drache die Kritik ist.

Inzwischen hatte mir armen Herkules die Göttin Necessitas eine Welt auf die Schultern gelegt. Was für eine boshafte Göttin Necessitas ist, welche nicht einmal, wie für Atlas, den Vorwand hatte, sich eine Stunde lang auszuruhen, indem sie mich erdrückte!

Nein, die Noth erdrückte mich, mich und so viele Andere, wie ich einen Ameisenhaufen zertrete. Warum? Wer weiß es? Weil ich mich unter ihrem Fuße befand,

und weil, die Augen verbunden, die kalte Göttin mit eisernen Extremitäten mich nicht sah.

Diese Welt, welche sie mir auf die Schultern gelegt hatte, war mein Bureau.

Ich verdiente monatlich 125 Franken, und für 125 Franken monatlich war ich genöthigt, Folgendes zu thun:

Ich kam gegen zehn Uhr auf mein Bureau, ich verließ es um fünf Uhr; aber im Sommer kehrte ich um sieben Uhr Abends dahin zurück, und verließ es um zehn.

Warum dieses Uebermaaß von Arbeit im Sommer, zu dieser Stunde, das heißt in dem Augenblicke, wo es so angenehm gewesen wäre, die reine Landluft oder die berauschende Atmosphäre der Theater einzuathmen?

Ich will es Ihnen sagen. Es war das Portefeuille des Herzogs von Orleans zu besorgen.

Dieser Adjutant von Dumouriez bei Jemappes und bei Valmy, dieser Geächtete von 1792, dieser Professor des Collegiums von Reichenau, dieser Reisende des Kap Horns, dieser Bürger Amerikas, dieser fürstliche Freund der Foys, der Manuels, der Laffittes und der Lafayettes, dieser König von 1830, dieser Geächtete von 1848, nannte sich zu jener Zeit noch, „Herzog von Orleans."

Das war die glückliche Zeit seines Lebens; wie ich meinen Traum hatte, so hatte er den seinigen. Mein Traum war ein Erfolg; sein Traum war der Thron.

Mein Gott, sei dem Könige barmherzig! Mein Gott, gib dem Greise Frieden! mein Gott! gib dem Gatten und dem Vater alles das, was für ihn an väterlichem und

ehelichem Glücke in den unendlichen Schätzen Deiner Güte noch aufbewahrt ist.

Ach! in Dreux habe ich diesen gekrönten Vater auf dem Grabe dieses Sohnes, der eine Krone tragen sollte, sehr bitterlich weinen sehen.

Nicht wahr, Sire, Ihre verlorene Krone hat Ihnen nicht so viel Thränen gekostet, als Ihr gestorbenes Kind?

Kommen wir auf den Herzog von Orleans und auf sein Portefeuille zurück.

Dieses Portefeuille enthielt die Briefe des Tages und die Zeitungen des Abends, welche nach Neuilly geschickt werden mußten.

Dann, wenn das Portefeuille durch einen Eilboten zu Pferde abgesandt war, so mußte man die Antwort abwarten.

Der zuletzt auf dem Bureau Angenommene war immer mit dieser Arbeit beauftragt, und da ich der Jüngste auf demselben war, so war sie mir zugefallen.

Mein Kamerad Ernst Bochet war mit dem Portefeuille des Morgens beauftragt.

Wir besorgten nach der Reihe das Sonntagsportefeuille.

Also, eines Abends, als ich zwischen dem Abgesandtenportefeuille und dem Portefeuille, das zurückkehren sollte, einige Verse von Christine schrieb, ging die Thür meines Bureaus auf, ein feiner Kopf mit blonden und gelockten Haaren streckte sich durch die Oeffnung, und eine Stimme mit etwas spöttischem Ausdrucke ließ in einem ein wenig schreienden Tone folgende drei Sylben hören:

— Bist Du da?

— Ja, antwortete ich rasch, tritt ein!

Ich hatte Cordellier Delanoue erkannt, der, wie ich, der Sohn eines alten Generals der Republik, wie ich, ein Dichter war. Warum ist es ihm in der Laufbahn, welche wir mit einander durchwandert haben, weniger gut geglückt, als mir? Ich weiß es nicht; er hat zuverlässig eben so viel Verstand, als ich, und er macht unbestreitbar bessere Verse, als ich.

Eine Laune des Zufalles, Alles ist auf dieser Welt Glück und Unglück; erst in dem Augenblicke unseres Todes werden wir wissen, wer von uns beiden, er oder ich, Glück oder Unglück gehabt hat.

Der Besuch Cordellier Delanoues war etwas Angenehmes. Wie alle Leute, welche ich geliebt habe, liebte ich ihn damals, liebe ich ihn noch jetzt; nur liebe ich ihn mehr, und ich bin überzeugt, daß es von seiner Seite eben so ist.

Er kam, mich zu fragen, ob ich nach dem Athenäum gehen wollte, um, ich weiß nicht welche gelehrte Abhandlung über, ich weiß nicht was zu hören.

Der Sprecher war Herr von Villenave.

Ich kannte Herrn von Villenave nur dem Namen nach; ich wußte, daß er eine geschätzte Uebersetzung des Ovid geliefert hatte, daß er ehedem Sekretär des Herrn von Malesherbes und Lehrer der Kinder des Herrn Marquis von Chauvelin gewesen war.

Zu jener Zeit waren das Schauspiel und die Zerstreuung etwas Seltenes für mich. Alle Thüren der Thea-

ter oder der Salons, welche sich seitdem vor dem Verfasser Heinrichs III. und der Christine geöffnet haben, waren damals noch dem mit dem Abendportefeuille des Herrn Herzogs von Orleans beauftragten Commis mit 1500 Franken Gehalt verschlossen. Ich nahm es an, bat aber Delanoue, mit mir die Rückkehr des Eilboten zu erwarten.

Inzwischen las er mir eine Ode vor, die er so eben gemacht hatte. Das war eine Vorbereitung für die Sitzung des Athenäums.

Der Eilbote kehrte zurück, ich war frei und wir gingen nach der Straße Valois.

Ihnen zu sagen, an welchem Orte der Straße Valois das Athenäum seine Sitzungen hielt, wäre mir unmöglich; wie ich glaube, war dieses Mal das Einzige, daß ich hin ging. Ich bin niemals ein sehr großer Freund von diesen Versammlungen gewesen, in denen eine einzige Person spricht, und in denen Jedermann zuhört.

Die Sache, über welche man spricht, muß sehr interessant oder sehr unbekannt sein; der, welcher über diese Sache spricht, muß sehr beredt oder sehr pittoresk sein, damit ich an dieser Rede ohne Einrede, bei welcher der Widerspruch eine Unschicklichkeit, die Kritik eine Unhöflichkeit ist, einen Reiz finde.

Ich habe niemals einen Redner, welcher spricht, oder einen Prediger, welcher predigt, bis ans Ende anhören können. Es gibt immer einen Punkt seiner Rede, an welchem ich mich anklammere, und der mich einen Halt in meinen eigenen Gedanken machen läßt, während er seinen

Weg fortsetzt. Einmal angehalten, fasse ich die Sache natürlicher Weise aus meinem Gesichtspunkte auf, so daß ich meine Rede oder meine Predigt im Stillen halte, während er sie laut hält. Beide an das Ziel gelangt, befinden wir uns beide oft Hundert Meilen weit auseinander, obgleich wir von demselben Punkte ausgegangen sind.

Dem ist eben so mit Theaterstücken. Es sei denn, daß ich einer ersten Vorstellung eines für Arnal, für Grassot oder für Ravel geschriebenen Stückes beiwohne, das heißt, eines Werkes, das gänzlich außer meinen Gewohnheiten liegt, und zu dessen Anfertigung ich offenherzig mein Unvermögen anerkenne, bin ich der schlechteste Zuschauer einer ersten Vorstellung den es auf der Welt gibt. Wenn das Stück eine Erfindung ist, so sind die Personen kaum aufgetreten, als sie nicht mehr die des Verfassers, sondern die Meinigen sind. In dem ersten Zwischenakte nehme ich sie, eigne ich sie mir an. Statt dem Unbekannten, das mir in den vier andern Akten kennen zu lernen übrig bleibt, führe ich sie in vier Akte von meiner Composition ein; ich verwende ihren Charakter, ich benutze ihre Orginalität; wenn der Zwischenakt nur zehn Minuten dauert, so ist das mehr, als ich bedarf, um Ihnen das Kartenschloß zu bauen, in welches ich Sie führe, und es geht mit meinem dramatischen Kartenschlosse wie mit der Rede oder mit der Predigt, von denen ich so eben sprach. — Mein Kartenschloß ist fast niemals das des Verfassers; so daß, da ich aus meinem Traume eine Wirklichkeit gemacht habe, die Wirklich-

keit mir wie ein Traum erscheint; ein Traum, den ich ganz bereit bin zu bekämpfen, — indem ich sage: „So ist es nicht, Herr Arthur; — so ist es nicht, Fräulein Honorine. — Sie gehen zu rasch oder zu langsam; — Sie wenden sich zur Rechten, statt zur Linken; — Sie sagen ja, wo Sie nein sagen müßten. — O! o! o! das ist ja unerträglich."

Bei historischen Stücken ist es noch schlimmer. — Ich mache mein Stück natürlicher Weise ganz nach dem Titel, — und, da es natürlicher Weise mit meinen Mängeln gemacht ist, das heißt mit Ueberfluß der einzelnen Umstände, gänzlicher Strenge des Charakters, doppelter, dreifacher, vierfacher Intrigue, — so ist es sehr selten, daß mein Stück im Mindesten dem gleicht, welches man vorstellt. — Was mir ganz natürlicher Weise eine Marter aus dem macht, was für die andern eine Belustigung ist.

Da sind meine Collegen jetzt benachrichtigt; wenn sie mich zu ihren ersten Vorstellungen einladen, so wissen sie jetzt unter welcher Bedingung.

Ich that an jenem Abende mit Herrn von Villenave das, was ich bei Jedermann thue; da ich indessen in dem letzten Viertel seiner Rede ankam, so begann ich damit, ihn zu betrachten, statt ihn anzuhören.

Er war groß, damals ein Greis von vier bis fünfundsechszig Jahren, mit schönen silberweißen Haaren, mit bleicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen und feurigen Augen; er hatte in seinem Anzuge jene Art zerstreuter Sorgfalt der arbeitsamen Männer, welche sich wöchentlich nur ein oder zwei Mal ankleiden, nicht mehr, und die während

der übrigen Zeit in einem alten Beinkleide, einem alten Schlafrocke und alten Pantoffeln in dem Staube ihres Arbeitszimmers bleiben. Diese Toilette der wichtigen Tage mit dem fein gefältelten Hemde, mit dem Busenstreif, mit der gebügelten Halsbinde, bereitet die Frau oder die Tochter, kurz die Haushälterin des Hauses zu. Daher rührt diese Art von Protestation, welche diese wohl ausgeklopfte, wohl ausgebürstete Toilette gegen die tägliche Toilette ausspricht, die einen Abscheu gegen den Rohrstock und gegen die Bürste hat.

Herr von Villenave trug einen blauen Frack mit vergoldeten Knöpfen, ein schwarzes Beinkleid, eine weiße Weste und eine weiße Halsbinde.

Welche seltsame Maschine der Gedanke, das geistige Räderwerk ist, die wider unsern Willen geht oder stehen bleibt, weil es die Hand Gottes ist, welche sie aufzieht, eine Uhr, welche nach seiner Laune die Stunden der Vergangenheit und zuweilen die der Zukunft schlägt.

Bei was war mein Gedanke stehen geblieben, als ich Herrn von Villenave sah? war es, wie ich so eben sagte, an einer Stelle seiner Rede? nein, es war bei einem Punkte seines Lebens.

Ich hatte ehedem, — wo? ich wußte es nicht, — eine im Jahre 1794 von Herrn von Villenave herausgegebene Brochüre gelesen unter dem Titel: Erzählung der Reise von Hundert zwei und dreißig Nantesen.

An diese Episode aus dem Leben des Herrn von Vil-

lenave hatte sich mein Geist gefesselt, als ich Herrn von Villenave zum ersten Male sah.

In der That, Herr von Villenave hatte im Jahre 1793 Nantes bewohnt, das heißt, zu gleicher Zeit mit Johann Baptist Carrièr, blutigen Andenkens.

Dort hatte er den Proconsul, welcher die Urtheile zu lang und die Guillotine zu langsam fand, die außerdem nutzlosen Processe, da sie niemals den Schuldigen retteten, aufheben und an die Stelle der Guillotine, Schiffe mit Klappen einrichten sehen; vielleicht war er auf dem Kai der Loire, als Carrièr am 15. September 1793 als ersten Versuch seiner republikanischen Badereien und seiner verticalen Deportationen (das war der Name, welchen er der neuen, von ihm erfundenen Hinrichtungsart gab), vierundneunzig Priester unter dem Vorwande einschiffen ließ, sie nach Belle-Isle zu bringen; vielleicht war er an dem Ufer des Flusses, als der entsetzte Fluß die vierundneunzig Leichen der Gottesmänner auf seine Ufer zurückwarf; vielleicht empörte er sich damals bei diesem Schauspiele, welches nach Verlauf von einiger Zeit, indem es sich jede Nacht erneuerte, das Wasser des Flusses in dem Grade verdorben hatte, daß man verbot, es zu trinken; vielleicht half er, noch weit unvorsichtiger Weise irgend einem dieser ersten Opfer, denen so viele Opfer folgen sollten, das Begräbniß zu geben; aber es hatte sich zugetragen, daß Herr von Villenave eines Morgens verhaftet, in das Gefängniß geworfen und gleichfalls wie seine Gefährten bestimmt worden war, seinen Beitrag zur Verderbung des Flusses zu geben, als Carrièr sich

eines andern besonnen hatte; er hatte eine Auswahl von Hundert zwei und dreißig Gefangenen getroffen, die alle verurtheilt waren, und sie nach Paris als eine Huldigung der Schaffotte der Provinz für die Guillotine der Hauptstadt gesandt; dann, als sie aufgebrochen waren, war Carrièr nochmals anderen Sinnes geworden; die Huldigung hatte ihm ohne Zweifel nicht genügend geschienen, und er hatte dem Kapitän Boussard, dem Commandanten der Bedeckung, den Befehl gesandt, seine Hundert und zwei und dreißig Gefangene bei seiner Ankunft in Ancenis erschießen zu lassen.

Boussard war ein wackerer Mann, der nicht darauf achtete, und der seinen Weg nach Paris fortsetzte.

Als Carrièr das erfuhr, sandte er dem Conventsmitgliede Hentz, welcher Proconsul in Angers war, den Befehl, Boussard bei seiner Durchkunft zu verhaften und die Hundert und zwei und dreißig Nantesen in's Wasser werfen zu lassen.

Hentz ließ Boussard verhaften; als es sich aber darum handelte, die Hundert und zwei und dreißig Gefangenen zu ersäufen, schmolz das Erz seines revolutionären Herzens, das, wie es scheint, nicht dreifach war, und er befahl den Opfern, ihren Weg nach Paris fortzusetzen.

Was Carrièr sagen ließ, indem er verächtlich den Kopf schüttelte: Ein armseliger Ersäufer, dieser Hentz, ein armseliger Ersäufer!

Die Gefangenen setzten daher ihre Reise fort. Von den Hundert zwei und dreißig kamen sechsunddreißig um, bevor sie nach Paris gelangten, und die sechsundneunzig,

welche ankamen, kamen glücklicher Weise für sie gerade zur rechten Zeit an, um als Zeugen in dem Processe Carriers auszusagen, statt als Angeklagte in ihrem eigenen Processe zu antworten.

Das kam daher, weil der neunte Thermidor herbeigekommen war, weil der Tag der Repressalien angebrochen war, weil die Reihe, gerichtet zu werden, für die Richter kam, und weil der Convent nach einem Monate des Zögerns den großen Ersäufer in Anklagestand versetzt hatte.

Daraus ging hervor, daß ich bei der Erinnerung an die Brochure, welche Herr von Villenave vor fünfunddreißig Jahren in seinem Gefängnisse herausgegeben hatte, die Kette der Vergangenheit wieder hinaufgegangen war, und daß das, was ich sah, daß das, was ich hörte, nicht mehr eine literarische, von einem Professor des Athenäums ausgesprochene Rede war, sondern eine schreckliche, kräftige, tödtliche Anklage des Schwachen gegen den Starken, des Angeklagten gegen den Richter, des Opfers gegen den Henker war.

Und so groß ist die Gewalt der Einbildungskraft, daß Saal, Zuschauer, Rednerbühne, Alles sich umgestaltet hatte; daß der Saal des Athenäums der Saal des Convents geworden war; daß die friedlichen Zuhörer in erzürnte Rächer verwandelt waren, und daß der beredte Professor mit freundlichen Worten eine öffentliche Anklage donnerte, indem er den Tod Carrièes verlangte und sich beklagte, daß er nur ein einziges, unzulängliches Leben

hätte, um die fünfzehn Tausend Leben zu bezahlen, die er zerstört hatte.

Und ich sah Carrièr mit seinem finsteren Blicke, wie er die Anklage mit seinem Blicke vernichtete, und ich hörte ihn, wie er mit seiner schneidenden Stimme seinen ehemaligen Collegen zurief:

— Warum mich heute über das tadeln, was Ihr mir gestern befahlet? Indem Ihr mich anklagt, klagt der Convent sich an; meine Verurtheilung ist die Verurtheilung von Euch Allen; bedenkt es, Ihr Alle werdet in der Achtserklärung begriffen sein, welche mich treffen wird. Wenn ich strafbar bin, so ist Alles hier strafbar; ja, Alles, Alles, Alles, bis auf die Glocke des Präsidenten! . . ."

Und trotz dem stimmte man ab; trotz dem wurde er verurtheilt. Derselbe Schrecken, der in der Schreckenszeit angetrieben hatte, trieb in der Zeit der Gegenwirkung an, und nachdem sie das Blut der Verurtheilten getrunken trank die Guillotine gleichgiltig das Blut der Richter und der Henker!

Ich hatte den Kopf in meine Hände sinken lassen, wie als ob es mir widerstanden hätte, so entsetzlich mörderisch dieser Mann auch war, ihm den Tod geben zu sehen, den er so freigebiger Weise über die Menschheit verbreitet hatte.

Delanoue klopfte mir auf die Achsel.

— Es ist beendigt, sagte er.

— Ah! antwortete ich, er ist also hingerichtet?

— Wer?

— Dieser abscheuliche Carrièr.

— Ja, ja, ja, sagte Delanoue, und es ist jetzt bald vier und dreißig Jahre her, daß sich dieses kleine Unglück zugetragen hat.

— Ah! sagte ich zu ihm, Du hast sehr wohl gethan, mich zu wecken! ich hatte einen schweren Traum.

— Du schliefst also?

— Ich träumte zum Mindesten.

— Den Teufel! das werde ich Herrn von Villenave nicht sagen, zu dem ich Dich führe, um eine Tasse Thee zu trinken.

— Ah! Du kannst es ihm sagen, thue es! Ich werde ihm meinen Traum erzählen, und er wird nicht bös auf mich sein.

Hierauf führte mich Delanoue, der noch ungewiß war, ob ich wirklich oder nicht recht erwacht wäre, aus dem leeren Saale in ein kleines Wartezimmer, in welchem Herr von Villenave die Glückwünsche seiner Freunde empfing.

Dort angelangt, wurde ich zuerst dem Herrn von Villenave, dann Frau Melanie Waldor, seiner Tochter, dann Herrn Theodor von Villenave, seinem Sohne vorgestellt.

Hierauf gingen Alle zu Fuß über den Pont-des-Arts nach der Faubourg Saint-Germain.

Nach einer halben Stunde Weges waren wir angekommen, und wir verschwanden einer nach dem an-

dern in diesem Hause der Straße Vaugirard, von welchem ich im Anfange dieses Kapitels gesprochen habe, und von dessen Innern ich eine Beschreibung zu geben versuchen will, nachdem ich das Aeußere flüchtig geschildert habe.

II.

Ein Pastellbild von Latour.

Das Haus hatte seinen eigenen, dem Charakter dessen, der es bewohnte, entliehenen Charakter.

Wir haben gesagt, daß die Mauern desselben grau waren, wir hätten sagen können, daß sie schwarz waren.

Man trat durch eine große, neben dem Hause des Pförtners in die Mauer gebrochene Thür ein; dann befand man sich in einem Garten ohne Rabatten, überall festgetreten, mit Geländern ohne Reben, Lauben ohne Schatten, Bäumen fast ohne Laub. Wenn zufällig eine Blume in einer Ecke wuchs, so war es eine jener wilden Blumen, die sich fast schämen, sich in der Stadt zu zeigen, welche, da sie diesen dunkeln und feuchten Raum für eine kleine Einöde gehalten hatte, aus Irrthum darin gewachsen war, indem sie sich weit ferner von der Wohnung der Menschen glaubte, als sie es in der Wirklichkeit

war, und die fast sogleich von einem liebenswürdigen rosigen Kinde mit blonden und gelockten Haaren gepflückt wurde, welches einem vom Himmel gefallenen und in diesem Winkel der Erde verlorenen Cherubim glich.

Von diesem Garten, der vierzig bis fünfzig Quadratfuß groß sein konnte, und der an dem Hause in einen breiten gepflasterten Streif endigte, trat man in eine mit Steinplatten belegte Hausflur.

Auf diese Hausflur, in deren Hintergrunde sich eine Treppe befand, öffneten sich vier Thüren; zuvörderst zur Linken, die des Speisesaales, — dann zur Rechten, die eines kleinen Zimmers.

Dann nochmals zur Linken, die der Küche, — und zur Rechten, die der Speisekammer.

Dieses dunkle und feuchte Erdgeschoß war eben nur zur Stunde der Mahlzeiten bewohnt.

Die wahre Wohnung, die, in welche wir eingeführt wurden, befand sich im ersten Stockwerke.

Dieser erste Stock bestand aus dem Vorplatze, einem kleinen Salon, einem großen Salon, dem Schlafzimmer der Madame Waldor und dem Schlafzimmer der Frau von Villenave.

Der Salon war merkwürdig durch seine Form und sein Amöblement.

Es war ein längliches Viereck, das in jeder seiner Ecken einen Pfeilerschrank und eine Büste hatte.

Eine dieser Büsten war die des Herrn von Villenave.

Zwischen den beiden Büsten stand in dem Hintergrunde auf einem Pfeilertische, welcher sich dem Kamine

gegenüber befand, das wichtigste Stück der Kunst und der Archäologie des Salons.

Es war die Urne von Erz, in welcher sich das Herz Bayards befunden hatte; ein kleines Basrelief, das sich um seinen Umfang herum wand, zeigte den Ritter sonder Furcht und Tadel, wie er das Kreuz seines Schwertes küßte.

Dann kamen zwei große Gemälde, wovon das eine Anna Boleyn vorstellte; das andere eine italienische Landschaft von Claude Lorrain.

Ich glaube, daß die beiden Rahmen, welche sich diesen Gemälden gegenüber befanden, der eine ein Porträt der Frau von Montespan, und der andere ein Porträt der Frau von Sevigné oder der Frau von Grignan einfaßten.

Ein Amöblement von Utrechter Sammet bot den Freunden des Hauses seine großen Kanapees mit weißen und dünnen Lehnen, und den Fremden seine Sessel und seine Stühle.

Dieses Stockwerk war ganz besonders das Gebiet der Madame Waldor, welche dort ihr Vicekönigthum ausübte.

Wir sagen, ihr Vicekönigthum, weil, trotz dem, daß ihr Vater ihr diesen Salon überlassen hatte, sie in der Wirklichkeit nur die Vicekönigin desselben war; so bald Herr von Villenave in denselben eintrat, so nahm er das Königthum wieder an, und von nun an gehörten die Zügel der Unterhaltung ihm.

Herr von Villenave hatte etwas Despotisches in sei-

nem Charakter, das sich von der Familie auf die Fremden erstreckte. Wenn man zu Herrn von Villenave eintrat, so fühlte man, daß man ein Theil von dem Eigenthume dieses Mannes wurde, der so viel gesehen, so viel studirt hatte, kurz, der so viel wußte. Dieser Despotismus, obgleich er durch die Artigkeit des Herrn vom Hause gemäßigt ward, lastete gleichwohl auf eine unangenehme Weise auf dem Ganzen der Gesellschaft. Vielleicht war in Anwesenheit des Herrn von Villenave die Unterhaltung besser geleitet, wie man ehedem sagte, aber zuverlässig war sie weniger frei, weniger belustigend, weniger geistreich, als wenn er nicht anwesend war.

Es war ganz der Gegensatz von dem Salon Nodiers. Je mehr Nodier zu Haus war, desto mehr war Jedermann zu Haus.

Glücklicher Weise kam Herr von Villenave selten in den Salon herab. Herr von Villenave hielt sich gewöhnlich in seiner Wohnung auf, das heißt auf dem zweiten Stockwerke, und an den gewöhnlichen Tagen erschien er nur zum Mittagessen; dann, wenn er nach dem Mittagessen einen Augenblick lang geplaudert hatte, wenn er mit seinem Sohne ein wenig moralisirt, mit seiner Gattin ein wenig gebrummt hatte, streckte er sich in seinem Sessel aus, schloß die Augen, ließ sich von seiner Tochter seine Haare aufwickeln, und ging wieder in seine Wohnung hinauf.

Diese Viertelstunde, während welcher ihn der Zahn des Kammes sanft den Kopf kratzte, war die Viertelstunde

täglicher Glückseligkeit, welche sich Herr von Villenave erlaubte.

Aber wozu diese Haarwickeln? wird der Leser fragen.

Zuvörderst war es vielleicht nur ein Vorwand, um sich den Kopf kratzen zu lassen.

Dann war Herr von Villenave, wie wir gesagt haben, ein stattlicher Greis, der ehedem ein liebenswürdiger junger Mann gewesen sein mußte, und sein Gesicht mit stark hervortretenden Zügen fand in diesen Wellen weißer Haare eine wundervolle Einfassung, welche den mächtigen Blitz seiner großen schwarzen Augen hervorhoben.

Endlich müssen wir gestehen, daß Herr von Villenave, obgleich gelehrt, kokett war, aber nur kokett hinsichtlich seines Kopfs.

Das Uebrige kümmerte ihn wenig; ob sein Rock blau oder schwarz, ob sein Beinkleid weit oder eng, ob die Spitze seines Stiefels rund oder eckig war, das war die Sache seines Schneiders, seines Schuhmachers, oder vielmehr seiner Tochter, welche alle diese Sachen leitete.

Wenn er nur gut frisirt war, das genügte ihm.

Wenn seine Tochter ihm die Haare aufgewickelt hatte, eine Verrichtung, die unveränderlicher Weise zwischen acht und neun Uhr Abends vorgenommen wurde, nahm Herr von Villenave seinen Leuchter, und ging wieder in seine Wohnung hinauf.

Diese Wohnung des Herrn von Villenave, dieses at home der Engländer, wollen wir zu schildern versuchen, aber ohne Hoffnung, daß es uns gelingt.

Dieser zweite, in unendlich mehr Zimmer als der

erste abgetheilte Stock, bestand zuvörderst aus einem mit Gipsbüsten geschmückten Vorplatze, einem Vorzimmer und vier Zimmern.

Wir werden diese vier Zimmer nicht in Salon, Schlafzimmer, Arbeitszimmer, Toilettenkabinet, u. s. w., u. s. w., u. s. w. eintheilen.

Es handelte sich wohl um alle diese Ueberflüssigkeiten bei Herrn von Villenave; nein: es befanden sich dort fünf Zimmer für Bücher und Mappen, sonst Nichts.

Diese fünf Zimmer konnten vierzig Tausend Bände und vier Tausend Mappen enthalten.

Das Vorzimmer bildete schon für sich allein eine ungeheure Bibliothek; es hatte zwei Oeffnungen; von diesen beiden Oeffnungen führte die zur Rechten in das Schlafzimmer des Herrn von Villenave, aus welchem man durch einen Gang längs des Alkovens in ein großes Kabinet gelangte, das durch, von dem Nachbar geduldete Fenster erleuchtet war.

Die zur Linken führte in ein großes Zimmer, von wo man in ein kleineres Zimmer kam.

Dieses große in ein kleineres führende Zimmer hatte nicht allein, wie sein Nachbar, seine vier Wände mit Bücherbretern voll von Büchern, die auf Gestellen für Mappen ruheten, sondern es war auch noch eine sehr sinnreiche Einrichtung in Mitte dieser beiden Zimmer angebracht, eine Einrichtung gleich den Säulen, welche man in der Mitte der Salons anbringt, damit man sich rund herum setzen kann. Durch diese Einrichtung ließ die Mitte des Zimmers, welche eine zweite Bibliothek in einer ersten

bot, nur einen ringsum laufenden Zwischenraum, in welcher sich eine einzige Person frei bewegen konnte. Eine zweite Person hätte den Weg versperrt, es war daher auch sehr selten, daß Herr von Villenave Jemand, wäre es auch ein vertrauter Freund, in dieses sanctum sanctorum einführte.

Einige Bevorrechtigte hatten ihren Kopf durch die Thür gestreckt, und durch den gelehrten Staub, der sich beständig in lichtvollen Atomen in den seltenen Sonnenstrahlen bewegte, welche in dieses Tabernakel drangen, hatten sie die bibliographischen Geheimnisse des Herrn von Villenave erblicken können, wie Claudius vermittelst seiner weiblichen Verkleidung von dem Atrium des Tempels der Isis aus einige Geheimnisse der guten Göttin hatte überraschen können.

Dort befanden sich die Autographen; das Jahrhundert Ludwigs XIV. nahm allein fünf Hundert Mappen ein.

Dort befanden sich die Papiere Ludwigs XVI., der Briefwechsel von Malesherbes, vier Hundert Autographen von Voltaire, zwei Hundert von Rousseau. Dort befanden sich die Genealogien aller adeligen Familien von Frankreich mit ihren Verschwägerungen und ihren Ahnenproben. Dort befanden sich die Zeichnungen Raphaëls, Julio Romanos, Leonardo da Vincis, Andrea del Sartos, Lesuenrs, Davids, Thiers; die Mineralsammlungen, die seltenen Herbarien, die einzigen Manuscripte.

Kurz, dort befand sich die mühselige Arbeit von fünfzig Jahren, Tag vor Tag mit einem einzigen Gedanken,

Stunde vor Stunde mit einer einzigen Leidenschaft beschäftigt, dieser zugleich so süßen und so glühenden Leidenschaft des Sammlers, bei welcher der Sammler seinen Verstand, seine Freude, sein Glück, sein Leben verwendet.

Diese beiden Zimmer waren die werthvollen Zimmer. Zuverlässig hätte Herr von Villenave, der mehr als ein Mal beinahe sein Leben umsonst hingegeben hätte, diese beiden Zimmer nicht für Hundert Tausend Thaler hingegeben.

Es blieben noch das Schlafzimmer und das dunkle, zur Rechten des Vorzimmers gelegene Kabinet, welche den beiden Zimmern, die wir so eben beschrieben haben, gegenüber gelegen waren.

Das erste der beiden Zimmer war das Schlafzimmer des Herrn von Villenave, ein Schlafzimmer, in welchem zuverlässig das Bett der am wenigsten ins Auge fallende Gegenstand war, da es in einem Alkoven stand, der durch zwei hölzerne Thüren verschlossen wurde.

In diesem Zimmer empfing Herr von Villenave.

Man konnte daher auch für den Nothfall darin gehen, man konnte für den Nothfall daher auch sich in ihm setzen.

Sehen wir, wie man sich in ihm setzen konnte, sehen wir, wie man in ihm gehen konnte.

Die alte Magd, ich erinnere mich ihres Namens nicht mehr, meldete Herrn von Villenave einen Besuch, indem sie die Thür seines Zimmers halb aufmachte.

Dieses Oeffnen der Thür überraschte Herrn von Vil-

lenave immer mitten in einem Ordnen, einer Träumerei oder eines Schlummers.

—He! was gibt es, Franziska? (nehmen wir an, daß sie Franziska hieß). Mein Gott! kann man denn keinen Augenblick ungestört sein?

—Dam! mein Herr, antwortete Franziska, ich muß indessen kommen . . .

—Nun denn, sagen Sie geschwind, was wollen Sie von mir? Wie kömmt es, daß es immer in den Augenblicken sein muß, wo ich am meisten beschäftigt bin? . . . Kurz!

Und Herr von Villenave erhob seine großen Augen mit einem verzweifelten Ausdrucke gen Himmel, schlug seine Arme übereinander und stieß einen Seufzer der Ergebung aus.

Franziska war an diese Auftritte gewöhnt, sie ließ Herrn von Villenave seine Pantomime und seine Aeußerungen für sich machen, und wenn er geendigt hatte, sagte sie:

—Mein Herr, es ist der Herr so und so, der Ihnen einen kleinen Besuch abstatten will.

—Ich bin nicht zu Haus; gehen Sie.

Franziska zog langsam die Thür zu, sie kannte ihre Sache.

—Warten Sie, Franziska, begann Herr von Villenave wieder.

—Mein Herr?

Franziska machte die Thür wieder auf.

— Sie sagen, daß es der Herr so und so ist, Franziska?

— Ja, mein Herr.

— Wohlan! lassen Sie ihn eintreten, aber wenn er zu lange bleibt, werden Sie kommen mir zu sagen, daß man mich zu sprechen verlangt. Gehen Sie, Franziska.

Franziska verschloß die Thür wieder.

— Ach! mein Gott, mein Gott, ist es glaublich? murmelte Herr von Villenave, ich störe doch niemals Jemand, und man muß mich immer stören.

Franziska machte die Thür wieder auf und führte den Besucher ein.

— Ah! guten Tag, mein Freund, sagte Herr von Villenave, sein Sie willkommen, treten Sie ein, treten Sie ein. Wie lange es her ist, daß man Sie nicht gesehen hat! Setzen Sie Sich doch.

— Auf was? fragte der Besuch.

— Ei, auf was Sie wollen, bei Gott! . . . auf das Kanapee.

— Mit Vergnügen, aber . . .

Herr von Villenave warf die Augen auf das Kanapee.

— Ah! ja, es ist wahr! es ist voll Bücher, sagte er. Nun denn! schieben Sie einen Sessel her.

— Das geschähe mit Vergnügen, aber . . .

Herr von Villenave ließ seine Sessel die Musterung passiren.

— Es ist wahr, sagte er, aber das ist nun einmal

nicht zu ändern, mein Lieber, ich weiß nicht, wo ich meine Bücher hinlegen soll. Nehmen Sie einen Stuhl.

—Es wäre mir ganz recht, aber . . .

—Aber was, haben Sie Eile?

—Nein, aber ich sehe eben so wenig einen leeren Stuhl, als einen freien Sessel.

—Das ist unglaublich, sagte Herr von Villenave, indem er seine beiden Arme gen Himmel erhob, das ist unglaublich . . . warten Sie.

Und er verließ stöhnend seinen Platz, nahm vorsichtig von einem Stuhle die Bücher, die ihn außer Dienst setzten, legte diese Bücher auf den Fußboden, wo sie zu den zwanzig bis dreißig ähnlichen Maulwurfshaufen, welche den Boden des Zimmers bedeckten, einen neuen hinzufügten, dann trug er diesen Stuhl neben seinen Sessel, das heißt, an die Ecke des Kamines.

Ich habe so eben gesagt, in welchem Falle man sich in diesem Zimmer setzen konnte, ich will jetzt sagen, in welchem Falle man darin gehen konnte.

Es ereignete sich zuweilen, daß in dem Augenblicke, wo der Besucher eintrat, und nach der unerläßlichen Einleitung, die wir erzählt haben, sich gesetzt hatte, es ereignete sich zuweilen, sage ich, daß durch ein doppeltes Zusammentreffen des Zufalles die Thür des Alkovens und die Thür des Ganges, der nach dem hinter dem Alkoven gelegenen Kabinette führte, offen standen, dann konnte man durch dieses doppelte Zusammentreffen der beiden zu gleicher Zeit offen stehenden Thüren in dem Alkoven ein Pastellbild sehen, das eine junge und hübsche Frau mit

einem Briefe in der Hand vorstellte, ein Pastellbild, das sich durch einen Lichtstrahl erleuchtet fand, der durch das Fenster des Ganges fiel.

Dann hatte entweder der Besucher keinen Begriff von Kunst, und es war selten, daß die, welche zu Herrn von Villenave kamen, nicht in irgend einer Beziehung Künstler waren, oder er stand auf, indem er ausrief:

— Ah! mein Herr! welches herrliche Pastellbild!

Und der Besucher machte eine Bewegung, um von dem Kamine nach dem Alkoven zu gehen.

— Warten Sie! rief Herr von Villenave aus, warten Sie.

In der That, man bemerkte, daß zwei bis drei über einander gefallene Maulwurfshaufen von Büchern eine Art von Gegenwall von wunderlicher Gestalt bildeten, den man überschreiten mußte, um nach dem Alkoven zu gelangen.

Dann stand Herr von Villenave auf, ging voraus, und öffnete, wie es ein geschickter Minirer in einem Laufgraben macht, durch die typographische Linie einen Gang, der erlaubte, vor dem Pastellbilde anzukommen, das sich selbst seinem Bette gegenüber befand.

Dort angelangt, wiederholte der Besucher:

— O! welches herrliche Pastellbild!

— Ja, antwortete Herr von Villenave mit jener Miene des alten Hofes, die ich nur an ihm und zwei oder drei, wie er, eleganten Greisen gekannt habe, ja, es ist ein Pastellbild von Latour; es stellt eine alte Freundin von mir vor, die nicht mehr jung ist, denn so viel ich mich erinnern kann, war sie im Jahre 1784, der Zeit, in wel-

cher ich sie kannte, fünf bis sechs Jahre älter als ich. Seit 1802 haben wir uns nicht mehr gesehen, was uns nicht abhält, uns alle acht Tage zu schreiben, und unsere wöchentlichen Briefe mit einem gleichen Vergnügen zu empfangen; ja, Sie haben Recht, das Pastellbild ist schön, aber das Orginal war noch weit schöner. Ah! . . .

Und ein Strahl von Jugend, lieblich wie ein Sonnenschein, zog über das erheiterte Gesicht des schönen, um vierzig Jahre verjüngten Greises.

Und sehr oft hatte Franziska in diesem zweiten Falle nicht nöthig, ihre falsche Meldung zu machen, denn, wenn der Besucher ein Mann von Bildung war, so überließ er nach Verlauf von einigen Augenblicken Herrn von Villenave ganz den Träumen, welche der Anblick dieses schönen Pastellbildes von Latour in ihm hatte entstehen lassen.

III.

Der Brief.

Wie hatte nun Herr von Villenave diese schöne Bibliothek gesammelt?

Wie hatte er diese in der Welt der Sammler einzige Sammlung von Autographen zusammengetragen?

Mit der Arbeit seines ganzen Lebens.

Zuvörderst hatte Herr von Villenave niemals ein Papier verbrannt, niemals einen Brief zerrissen.

Zusammenberufungen zu gelehrten Gesellschaften, Einladungen zu Hochzeiten und zu Begräbnissen, er hatte Alles aufbewahrt, Alles geordnet, Alles an seinen Platz gelegt. Er besaß eine Sammlung von jeder Sache, und selbst Bände, die am 14. Juli halbverbrannt aus dem Feuer gerissen worden waren, welches sie in dem Hofe der Bastille verzehrte.

Zwei Aufsucher von Autographen waren beständig

für Herrn von Villenave beschäftigt; der eine war ein gewisser Fontaine, den ich gekannt habe, und der selbst Verfasser eines Buches unter dem Titel: Handbuch der Autographen war; der andere war ein Angestellter im Kriegsministerium, alle Gewürzkrämer von Paris kannten diese beiden unermüdlichen Besucher, und legten ihnen alle Papiere bei Seite, welche sie kauften. Unter diesen Papieren trafen sie eine Auswahl, welche sie fünfzehn Sous das Pfund bezahlten, und die ihnen Herr von Villenave mit dreißig Sous bezahlte.

Zuweilen stellte Herr von Villenave seine Aufsuchung auch selbst an. Es gab keinen Gewürzkrämer von Paris, der ihn nicht kannte, und der, wenn er ihn sah, nicht alle zukünftigen Düten versammelte, um sie seiner gelehrten Nachforschung zu unterwerfen.

Es versteht sich von selbst, daß Herr von Villenave an den Tagen, wo er wegen der Autographen ausging, auch nach Büchern forschte; dann schlug der unermüdliche Bibliophile die Linie der Kais ein, und dort, seine beiden Hände in den Taschen seines Beinkleides, seinen hohen Körper gebückt, seinen schönen verständigen Kopf durch das Verlangen erleuchtet, senkte er seinen glühenden Blick in die ausgestellten Bücher, unter denen er den unbekannten Schatz suchte, den er einen Augenblick lang durchblätterte, und wenn das Buch das war, nach dem er gestrebt hatte, wenn die Ausgabe die war, welche er suchte, so verließ das Buch den Laden des Antiquars, nicht um Platz in der Bibliothek des Herrn von Villenave zu nehmen, in

der Bibliothek des Herrn von Villenave gab es keinen Platz mehr, und das seit langer Zeit, und Tausche gegen Zeichnungen oder Autographen mußten diesen für den Augenblick fehlenden Platz schaffen; nein, das Buch nahm Platz auf den in drei Abtheilungen getrennten Speicher, die Abtheilung der Oktavbände zur Linken, die Abtheilung der Quartanten zur Rechten, die Abtheilung der Folianten in der Mitte.

Dort herrschte das Chaos, aus dem Herr von Villenave eine neue Welt bilden sollte, — etwas wie ein Australien oder ein Neuseeland.

Einstweilen lagen sie übereinander geworfen auf dem Boden in einem Halbdunkel.

Dieser Speicher war der Vorhimmel, in welchem die Seelen eingesperrt waren, welche Gott weder in das Paradies, noch in die Hölle sendet, weil er Absichten auf sie hat.

Eines Tages erbebte das arme Haus ohne scheinbare Ursache bis in seinen Fundamenten, stieß einen Schrei aus und spaltete sich; die erschreckten Bewohner glaubten an ein Erdbeben, und stürzten in den Garten.

Alles war ruhig, sowohl in der Luft, als auf der Erde; der Brunnen an der Ecke der Straße fuhr fort zu fließen; ein Vogel sang in den höchsten Zweigen des höchsten Baumes.

Der Unfall war abgesondert; er rührte von einer geheimen und unbekannten Ursache her.

Man ließ den Baumeister holen.

Der Baumeister untersuchte das Haus, sondirte und

erforschte es, und erklärte am Ende, daß der Vorfall nur von einer Ueberladung herrühren könnte.

Dem zu Folge verlangte er die Dachböden zu besuchen.

Aber bei diesem Verlangen empfand er einen heftigen Widerstand von Seiten des Herrn von Villenave.

Woher rührte dieser Widerstand, der indessen der Festigkeit des Baumeisters nachgeben mußte?

Das kam daher, weil Herr von Villenave fühlte, daß sein vergrabener Schatz, der um so kostbarer war, als er ihm selbst fast unbekannt war, bei diesem Besuche eine große Gefahr liefe.

In der That, allein in dem mittleren Zimmer fand man zwölf Hundert Folianten, die nahe an acht Tausend Pfund wogen.

Ach! diese zwölf Hundert Folianten, welche das Haus sich hatten neigen lassen, und welche drohten, es einstürzen zu lassen, mußte man verkaufen.

Dieses schmerzliche Werk fand im Jahre 1822 statt, und im Jahre 1826, als ich Herrn von Villenave kennen lernte, war er noch nicht ganz von diesem Schmerze wiederhergestellt, und mehr als ein Seufzer, von dem seine Familie weder die Ursache noch den Zweck kannte, ging zu diesen theuren, von ihm mit so großer Mühe gesammelten Folianten, welche jetzt gleich, aus dem väterlichen Hause verjagten Kindern, als Waisen und zerstreut auf der Erde herumirrten.

Ich habe gesagt, wie sehr das Haus der Straße Vaugirard mir angenehm, gütig und gefällig von Seiten

der Frau von Villenave gewesen wäre, weil sie von Natur aus liebevoll war; von Seiten der Frau von Waldor, weil sie, selbst Dichterin, die Dichter liebte; von Seiten Theodors von Villenave, weil wir von demselben Alter waren, und man in diesem Alter das Bedürfniß hat, einen Theil seines Herzens zu geben, und einen Theil von dem Herzen der Andern zu empfangen.

Endlich von Seiten des Herrn von Villenave, weil ich, ohne ein Liebhaber von Autographen zu sein, dennoch vermöge des militärischen Portefeuille meines Vaters eine Sammlung ziemlich merkwürdiger Autographen besaß.

In der That, da mein Vater vom Jahre 1791 bis 1800 hohe Grade in der Armee eingenommen hatte, da er drei Male kommandirender General gewesen war, so hatte mein Vater mit allen denen im Briefwechsel gestanden, welche vom Jahre 1791 bis 1800 eine Rolle gespielt hatten.

Die merkwürdigsten Autographen dieses Briefwechsels waren die des Generals Buonaparte. Napoleon hat diesen italienisirten Beinamen nicht lange behalten. Drei Monate nach dem 13. Vendémiaire französisirte er seinen Namen, und unterzeichnete Bonaparte. Nun aber hatte mein Vater in diesem kurzen Zeitraume fünf bis sechs Briefe von dem jungen General des Innern erhalten. Das war der Titel, den er nach dem 13. Vendémiaire annahm.

Ich schenkte Herrn von Villenave eines dieser Autographen, mit einem Autograph von Saint Georges und

einem Autograph vom Marschall von Richelieu, und durch diese Opfer, die ein Vergnügen für mich waren, hatte ich meinen Zutritt auf dem zweiten Stockwerk.

Allmählig wurde ich vertraut genug in dem Hause, daß Franziska mich Herrn von Villenave nicht mehr meldete. Ich ging allein zum zweiten Stock hinauf, klopfte an das Zimmer, machte auf das Wort: Herein! die Thür auf, und ward fast immer gut empfangen.

Ich sage, fast immer, weil die großen Leidenschaften ihre stürmischen Stunden haben. Nehmen wir an, daß ein Liebhaber von Autographen, der eine kostbare Unterschrift gehegt hat, eine Unterschrift in der Art der von Robespierre, welcher nur drei oder vier hinterlassen hat; von Molière, der nur eine oder zwei hinterlassen hat; von Shakespeare, der, wie ich glaube, gar keine hinterlassen hat, nun denn! in dem Augenblicke, wo er sich dieser einzigen oder fast einzigen Unterschrift zu bemächtigen im Begriffe steht, entgeht diese Unterschrift unserem Sammler durch irgend einen Zufall, und er ist ganz natürlicher Weise in Verzweiflung.

Man trete in einem solchen Augenblicke zu ihm ein, und, wäre man sein Vater, wäre man sein Bruder, wäre man ein Engel, man wird sehen, wie man empfangen werden wird; es sei denn, daß dieser Engel durch seine göttliche Gewalt diese Unterschrift, welche nicht bestand, nicht leben ließe, oder diese einzige Unterschrift nicht verdoppelte.

Das sind die Ausnahmsfälle, in denen ich von Herrn von Villenave schlecht empfangen worden wäre.

Unter allen andern Umständen war ich sicher, ein freundliches Gesicht, ein nachgebendes Gemüth und ein gefälliges Gedächtniß, selbst im Laufe der Woche zu finden.

Ich sage im Laufe der Woche, weil der Sonntag bei Herrn von Villenave den wissenschaftlichen Besuchen vorbehalten war.

Alles, was es an ausländischen Bibliophilen, Liebhabern von Autographen, Kosmopoliten gab, die nach Paris kamen, kamen nicht dorthin, ohne Herrn von Villenave ihren Besuch abzustatten, wie Vasallen ihrem Lehensherrn huldigen.

Der Sonntag war daher der Tag der Austausche. Durch diese Austausche vervollständigte Herr von Villenave seine ausländischen Sammlungen, für welche die Gewürzkrämer nicht ausreichten, indem er den deutschen, englischen oder amerikanischen Sammlern einige Abfälle seiner nationalen Reichthümer überließ.

Ich hatte also das Haus betreten; ich war also im ersten Stockwerke, nachher auf dem zweiten empfangen worden; ich hatte dort meinen Eintritt für jeden Sonntag erlangt; dann endlich war ich dort nach meinem Willen zugelassen worden, ein Vorrecht, das ich mit höchstens zwei bis drei Personen theilte.

Nun aber kam ich einst an einem Wochentage, ich glaube es war ein Dienstag, um Herrn von Villenave zu bitten, mich einen Autograph Christinens studiren zu lassen (man weiß, daß ich mir gern Rechenschaft über den Charakter von Personen durch ihre Handschrift ablege); es war gegen fünf Uhr Nachmittags im Monat

März, ich schellte an der Thür, frug nach Herrn von Villenave und ging vorüber.

Als ich in das Haus treten wollte, rief mich Franziska zurück.

—Was gibt es, Franziska? fragte ich.

—Geht der Herr zu den Damen oder zu dem Herrn?

—Ich gehe zu dem Herrn, Franziska.

—Nun denn! wenn der Herr gütig sein wollte, so könnte er meinen armen Beinen zwei Stockwerke ersparen, und Herrn von Villenave diesen Brief geben, den man so eben für ihn gebracht hat.

—Mit Vergnügen, Franziska.

Franziska gab mir den Brief; ich nahm ihn und ging hinauf.

An der Thür angelangt, klopfte ich wie gewöhnlich an, aber man antwortete mir nicht.

Ich klopfte ein wenig stärker an.

Dasselbe Schweigen.

Endlich klopfte ich ein drittes Mal an, und dieses Mal mit einer Art von Besorgniß, denn der Schlüssel befand sich in der Thür, und die Anwesenheit des Schlüssels in der Thür deutete unveränderlicher Weise die Anwesenheit des Herrn von Villenave in seinem Zimmer an.

Ich nahm es daher auf mich, die Thür zu öffnen, und ich sah Herrn von Villenave auf seinem Sessel eingeschlafen.

Bei dem Geräusche, das ich machte, vielleicht auch

bei dem Luftzuge, welcher eindrang, und der gewisse magnetische Einflüsse brach, stieß Herr von Villenave eine Art von Schrei aus.

— Ah! Verzeihung, sagte ich zu ihm, Hundert Mal Verzeihung, ich bin unbescheiden gewesen, ich habe Sie gestört.

— Wer sind Sie? was wollen Sie von mir?

— Ich bin Alexander Dumas.

— Ah!

Und Herr von Villenave athmete wieder auf.

— In Wahrheit, ich bin untröstlich, fügte ich hinzu, und ich gehe wieder.

— Nein, äußerte Herr von Villenave, indem er einen Seufzer ausstieß und mit seiner Hand über seine Stirn fuhr, nein, treten Sie ein.

Ich trat ein.

— Setzen Sie Sich!

Zufälliger Weise war ein Stuhl frei; ich nahm ihn.

— Sie sehen, sagte er. — O! was das sonderbar ist. — Ich war eingeschlafen. Die Dämmerung ist während dieser Zeit gekommen, mein Feuer ist erloschen; Sie haben mich geweckt, ich habe mich ohne Licht befunden, indem ich mir keine Rechenschaft von dem Geräusche ablegte, das meinen Schlummer störte; es ist ohne Zweifel die Luft der Thür, welche auf mein Gesicht gezogen ist; aber es hat mir geschienen, ein großes weißes Tuch, irgend etwas wie ein Grabtuch flattern zu sehen. Was das sonderbar ist, nicht wahr? fuhr Herr von Villenave mit jener Bewegung des ganzen Körpers fort, welche andeutet,

daß ein Mensch sich erkältet hat. Sie sind da; um so besser!

— Sie sagen mir das, um mich über meine Unbesonnenheit zu trösten.

— Nein, in Wahrheit. Ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Was haben Sie da?

— Ah! Verzeihung, ich vergaß; einen Brief für Sie.

— Ah! ein Autograph, von wem?

— Nein, es ist kein Autograph, es ist ein einfacher Brief, wie ich zum Mindesten vermuthe.

— Ah! ja, ein Brief!

— Ein mit der Post gekommener Brief, den Franziska mich beauftragt hat, Ihnen zu bringen; hier ist er.

— Ich danke. Da, wenn Sie so gefällig sein wollen, so strecken Sie die Hand aus und geben Sie mir . . .

— Was?

— Ein Zündhölzchen. Wahrlich, ich bin noch ganz erstarrt. Wenn ich abergläubig wäre, so würde ich an Ahnungen glauben.

Er nahm das Zündhölzchen, welches ich ihm reichte, und zündete es an der glühenden Asche des Kamines an.

In dem Maße, als er es anzündete, verbreitete sich ein zunehmendes Licht in dem Zimmer, und erlaubte die Gegenstände zu erkennen.

— O! mein Gott! rief ich plötzlich aus.

— Was haben Sie denn? fragte mich Herr von Villenave, indem er seine Kerze anzündete.

— Ach! mein Gott! Ihr schönes Pastellbild, was ist ihm denn zugestoßen?

— Ja, Sie sehen, antwortete Herr von Villenave trauriger Weise, ich habe es dort neben das Kamin gestellt; ich erwarte den Glaser, den Einrahmer.

— In der That, der Rahmen ist zerbrochen, und das Glas in Tausend Stücken.

— Ja, sagte Herr von Villenave, indem er mit schwermüthiger Miene das Porträt anblickte und seinen Brief vergaß; ja, es ist etwas Unbegreifliches.

— Es ist ihm also ein Unfall zugestoßen?

— Denken Sie Sich, daß ich vorgestern den ganzen Abend gearbeitet hatte; es war drei Viertel auf zwölf Uhr, ich legte mich zu Bett, stellte meine Kerze auf meinen Nachttisch und schickte mich an die Correcturbogen einer kleinen wohlfeilen Ausgabe meines Ovids durchzusehen, als meine Augen sich zufällig auf das Porträt meiner armen Freundin richteten. Ich sagte ihr wie gewöhnlich mit dem Kopfe gute Nacht; es ging ein wenig Wind durch ein ohne Zweifel offen gebliebenes Fenster, der Wind ließ die Flammen meiner Kerze schwanken, so daß es mir schien, als ob das Porträt mir durch eine Bewegung des Kopfes gleich der meinigen antwortete: — Gute Nacht. — Sie werden begreifen, daß ich diese Erscheinung für eine Thorheit hielt, aber ich weiß nicht, wie das kam, ich wurde tiefsinnig, und meine Augen vermogten sich nicht mehr von dem Bilde abzuwenden. Bei Gott! wie Sie wissen, mein Freund, rührt dieses

Bild aus den ersten Tagen meiner Jugend her, es ruft mir alle Arten von Erinnerungen zurück. So schwamm ich denn gänzlich in den Erinnerungen meines fünfundzwanzigsten Lebensjahres. Ich redete mein Porträt an. Mein Gedächtniß antwortete für dasselbe, und obgleich es mein Gedächtniß war, welches antwortete, so schien es mir doch, daß das Pastellbild die Lippen bewegte; es schien mir, daß seine Farben erbleichten; es schien mir, daß seine Züge einen traurigen Ausdruck annahmen. In diesem Augenblicke begann es auf der Karmeliterkirche Mitternacht zu schlagen; bei diesem schaurigen Klange nahm das Gesicht meiner armen Freundin einen immer schmerzlicheren Ausdruck an. Der Wind wehte. Bei dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde öffnete sich das Fenster des Kabinettes gewaltsam. Ich hörte Etwas wie eine Klage vorüberziehen. Es schien mir, als ob die Augen des Porträts sich schlössen. Der Nagel, welcher es trug, gab nach, und das Porträt fiel und meine Kerze erlosch.

Ich stand auf, um sie wieder anzuzünden, indem ich keine Furcht hatte, doch aber heftig erschüttert war; das Unglück wollte, daß ich kein Zündhölzchen wieder fand, es war zu spät, um zu rufen, und ich wußte nicht, wo ich eines holen sollte; ich verschloß das Fenster meines Kabinettes und legte mich wieder ohne Licht zu Bett.

Alles das hatte mich erschüttert, ich war traurig; ich fühlte eine unglaubliche Lust zu weinen; es schien mir, als hörte ich Etwas wie das Rauschen eines seidenen Kleides durch das Zimmer. Mehrere Male fragte ich: — Ist Je-

mand da? Endlich schlief ich ein, aber spät, und als ich wieder erwachte, fand ich mein armes Pastellbild in dem Zustande, in welchem Sie es sehen.

—O! wie sonderbar, sagte ich zu ihm, und haben Sie Ihren wöchentlichen Brief erhalten?

—Welchen Brief?

—Den, welchen Ihnen das Original des Porträts schrieb.

—Nein, und das ist es, was mich beunruhigt, deshalb habe ich Franziska gesagt, mir die Briefe, welche für mich ankommen sollten, ohne Verzug heraufzubringen oder bringen zu lassen.

—Nun denn, dieser da, den ich Ihnen bringe . . .

—Das ist nicht ihre Art, sie zusammenzuschlagen.

—Ah!

—Aber gleichviel, er ist von Angers.

—Die Person bewohnte Angers?

—Ja; ach, mein Gott! schwarz gesiegelt! Arme Freundin, sollte ihr ein Unglück zugestoßen sein?

Und Herr von Villenave erbleichte, indem er den Brief erbrach.

Bei den ersten Worten, welche er las, füllten seine Augen sich mit Thränen.

Er nahm einen zweiten bei seiner vierten Zeile unterbrochenen und in dem ersten enthaltenen Brief.

Er drückte diesen unterbrochenen Brief an seine Lippen und reichte mir den andern.

—Lesen Sie, sagte er.

Ich las:

„Mein Herr,

„Mit meinem persönlichen, der durch den Schmerz, den Sie empfinden werden, vermehrt wird, melde ich Ihnen, daß Madame * * * vorigen Sonntag mit dem letzten Schlage der Mitternachtsstunde gestorben ist.

„Sie war zwei Tage zuvor, in dem Augenblicke, wo Sie Ihnen schrieb, von einem Unwohlsein befallen worden, das wir anfangs für unbedeutend hielten, und das bis zu dem Augenblicke ihres Todes immer schlimmer wurde.

„Ich habe die Ehre, Ihnen, so unvollständig er ist, den Brief zu übersenden, den sie für Sie angefangen hatte. Dieser Brief wird Ihnen beweisen, daß die Gefühle, welche sie Ihnen gewidmet hatte, bis zu dem Augenblicke ihres Todes dieselben geblieben sind.

„Ich bin, mein Herr, wie Sie Sich wohl denken werden, sehr traurig, aber nenne mich immer Ihre gehorsamste Dienerin.

„Therese Mirand."

Herr Villenave folgte mit den Augen meinen Augen, welche lasen.

—Um Mitternacht! sagte er zu mir, Sie sehen; um Mitternacht ist das Porträt herabgefallen und zerbrochen. Es findet nicht allein ein Zusammentreffen des Tages, sondern auch noch der Minute statt.

—Ja, antwortete ich, so ist es.

—Sie glauben also? rief Herr von Villenave aus.

—Ei gewiß, glaube ich.

—O! dann ist es gut, kommen Sie eines Tages, mein Freund, eines Tages, wo ich ein Wenig weniger be-

trübt sein werde, nicht wahr, und ich werde Ihnen Etwas noch bei weitem Außerordentlicheres erzählen.

— Etwas, das Ihnen begegnet ist?

— Nein, aber von dem ich Zeuge gewesen bin.

— Wann das?

— O! das ist sehr lange her. Es war im Jahre 1774, zu der Zeit, wo ich Erzieher der Kinder des Herrn von Chauvelin war.

— Und Sie sagen . . .?

— Ja, daß ich Ihnen das erzählen werde; inzwischen werden Sie begreifen . . .

— Ich begreife, Sie haben das Bedürfniß allein zu sein.

Ich stand auf und schickte mich an, mich zu entfernen.

— Apropos, sagte Herr von Villenave, sagen Sie im Vorbeigehen den Damen, daß man nicht besorgt über mich sein mögte; ich werde nicht hinabgehen.

Ich machte ein Zeichen, daß der Auftrag ausgeführt werden würde.

Nun ließ Herr von Villenave seinen Sessel sich so auf einem Hinterfuße drehen, um sich ganz dem Porträt gegenüber zu befinden und murmelte, während ich die Thüre wieder schloß:

— Arme Sophie!

Die nun folgende Geschichte ist, was mir Herr von Villenave später erzählte.

IV.

Der Arzt des Königs.

Am 25. August 1774 lag der König Ludwig XV. in Versailles in dem blauen Zimmer zu Bett; neben seinem Bette schlief auf einem Gurtbette der Wundarzt Lamartinière.

Es schlug fünf Uhr Morgens an der Uhr des großen Hofes, und die Bewegung begann in dem Schlosse.

Eine Bewegung besorgter Schatten, welche den Schlummer des Fürsten um diese Stunde schonten, zu welcher Ludwig XV., durch die Nachtwachen und durch die Ausschweifungen erschöpft, seit einiger Zeit durch lang anhaltende Schlaflosigkeit und durch einschläfernde Mittel, wenn der lang entbehrte Schlaf dazu nicht selbst genügte, ein wenig Ruhe fand.

Der König war nicht mehr jung; er trat in sein fünf und sechzigstes Jahr; nachdem er die Vergnügungen,

die Genüsse, das Lob bis auf die Hefe erschöpft hatte, blieb ihm Nichts mehr kennen zu lernen übrig; er langweilte sich.

Das Fieber der Langenweile war die schlimmste seiner Krankheiten; ein hitziges Fieber unter Frau von Châteauroux, war es ein Wechselfieber unter Frau von Pompadour und chronisch unter Madame Dubarry geworden.

Denen, welche Nichts mehr kennen zu lernen haben, bleibt zuweilen Etwas zu lieben übrig; das ist ein vortreffliches Mittel gegen die Krankheit, von welcher Ludwig XV. befallen war. Abgestumpft für die persönliche Liebe durch die, welche er einem ganzen Volke eingeflößt hatte, und die bis zum Unsinn getrieben worden war, hatte ihm diese Gewohnheit zu lieben zu alltäglich geschienen, als daß ein König von Frankreich sich ihr hingäbe.

Ludwig XV. war also von seinem Volke, von seiner Gattin und von seinen Maitressen geliebt worden; aber Ludwig XV. hatte niemals Jemand geliebt.

Es bleibt auch denen, welche abgestumpft sind, eine aufregende Sache, nämlich das Leiden. Mit Ausnahme von zwei oder drei Krankheiten hatte Ludwig XV. niemals gelitten, und, ein begünstigter Sterblicher, empfand er als Vorgefühl des Alters nur einen Anfang von Ermüdung, welche die Aerzte ihm als ein Signal sich zurückzuziehen vorstellten.

Bei den berühmten Nachtessen von Choisy, wo die Tische ganz gedeckt aus dem Fußboden herauskamen, wo der Dienst durch die Pagen der kleinen Marställe ver-

sehen wurde, wenn die Gräfin Dubarry Ludwig XV. zum Trinken aufforderte, der Herzog von Ayen zum lauten Gelächter und der Marquis von Chauvelin zur epikuräischen Lustigkeit, bemerkte Ludwig XV. zuweilen voll Erstaunen, daß seine Hand träg war, dieses Glas voll sprudelnder Flüssigkeit zu erheben, die er so sehr geliebt hatte, daß seine Stirn sich weigerte sich zu diesem unaufhörlichen Lachen zusammen zu ziehen, welche die witzigen Einfälle der Jeanne Vaubernier zuweilen gleich Herbstblumen an den Grenzen seines reifen Alters hatte aufblühen lassen, daß endlich sein Kopf bei den verführerischen Schilderungen dieses glücklichen Lebens kalt blieb, welches die höchste Gewalt, der höchste Reichthum und die vortreffliche Gesundheit verschaffen.

Ludwig XV. hatte keinen offenen Charakter, er verschloß Freude und Traurigkeit in sich selbst; vielleicht wäre er durch diese innere Verschlossenheit seiner Gefühle ein großer Politiker geworden, wenn, wie er es selbst sagte, ihm nicht die Zeit dazu gefehlt hätte.

Sobald er die Veränderung bemerkte, welche in ihm vorzugehen begann, so verschloß er sich in sich selbst und beobachtete sich, statt sich darein zu ergeben und philosophischer Weise jene ersten Winde des Alters einzuathmen, welche die Stirn runzeln und die Haare silberfarbig machen.

Was den fröhlichsten Menschen traurig macht, ist die Zergliederung der Freude oder des Leidens; die Zergliederung ist ein zwischen das Lachen und das Schluchzen geworfenes Schweigen.

Man hatte bis dahin den König nur gelangweilt gesehen, man sah ihn traurig. Er lachte nicht mehr über die Zweideutigkeiten der Madame Dubarry, er lächelte nicht mehr bei dem Muthwillen des Herzogs von Ayen, er beruhigte sich nicht mehr bei den freundschaftlichen Liebkosungen des Herrn von Chauvelin, seines Herzensfreundes, des Achates seiner königlichen Streiche.

Madame Dubarry vor Allen beklagte sich über diese Traurigkeit, welche besonders für sie in Kälte ausartete.

Diese moralische Veränderung veranlaßte die Aerzte zu sagen, daß wenn der König noch nicht krank wäre, er es zuverlässig werden würde.

Am vorhergehenden 15. April hatte es daher auch Lamartinière, sein erster Wundarzt, nachdem er den König seine monatliche Arznei hatte einnehmen lassen, gewagt, ihm Bemerkungen zu machen, die er für dringend nothwendig hielt.

— Sire, hatte also Lamartinière zu ihm gesagt, da Eure Majestät nicht mehr trinkt, da Eure Majestät nicht mehr ißt, da Eure Majestät nicht ...... sich nicht mehr belustigt, was will sie thun?

— Ei! mein lieber Lamartinière, hatte der König geantwortet, das, was mir außer Alle diesem da am belustigendsten scheinen könnte.

— Ich weiß eben nicht viel Neues Eurer Majestät anzubieten. Eure Majestät hat Krieg geführt, Eure Majestät hat gesucht die Gelehrten und die Künstler zu lieben, Eure Majestät hat die Frauen und den Champagner geliebt. Wenn man nun aber den Ruhm, die

Schmeichelei, die Liebe und den Wein gekostet hat, so versichere ich Eurer Majestät, daß ich vergebens eine Muskel, eine Faser, einen Nervenknoten suche, welche mir das Vorhandensein einer andern Anlage zu irgend einer neuen Zerstreuung offenbaren.

—Ah! ah! äußerte der König, wahrhaftig, Sie glauben, Lamartinière?

—Sire, bedenken Sie wohl, Sardanapal war ein sehr verständiger König, fast eben so verständig als Eure Majestät, obgleich er etwa zwei Tausend acht Hundert Jahre vor ihr lebte. Er liebte das Leben, und beschäftigte sich viel damit, es gut anzuwenden. Ich glaube zu wissen, daß er sorgfältig die Mittel suchte, den Leib und den Verstand in der Auffindung der am wenigsten bekannten Vergnügungen zu üben. Nun denn! niemals haben die Geschichtschreiber mir gezeigt, daß er irgend etwas Anderes gefunden hätte, als das, was Sie selbst gefunden haben.

—Ich gebe es zu, Lamartinière.

—Ich nehme den Champagner davon aus, Sire, den Sardanapal nicht kannte, er hatte im Gegentheile die zähen, schweren und kahnigen Weine Kleinasiens zum Getränk, diese flüssigen Flammen, welche aus dem Fleische der Trauben des Archipels kommen, Weine, deren Trunkenheit eine Raserei ist, während die Trunkenheit des Champagners nur eine Ausgelassenheit ist.

—Das ist wahr, mein lieber Lamartinière, das ist wahr; der Champagner ist ein artiger Wein, und ich habe ihn sehr gern getrunken. Aber, sagen Sie mir, hat sich

Ihr Sardanapal nicht am Ende auf einem Scheiterhaufen verbrannt?

—Ja, Sire, das war die einzige Art von Vergnügen, welche er noch nicht versucht hatte; er sparte dies bis zuletzt auf.

—Und ohne Zweifel verbrannte er sich mit seinem Palaste, seinen Reichthümern und seiner Favoritin, um dieses Vergnügen so groß als möglich zu machen?

—Ja, Sire.

—Sollten Sie mir etwa zufällig rathen, mein lieber Lamartinière, Versailles zu verbrennen, und mit Versailles zu gleich mich selbst mit Madame Dubarry zu verbrennen?

—Nein, Sire; Sie haben Krieg geführt, Sie haben Feuersbrünste gesehen, Sie sind selbst in die Kanonade von Fontenoy eingehüllt gewesen. Die Flamme würde dem zu Folge keine neue Belustigung für Sie sein. Nun denn, gehen wir ihre Vertheidigungsmittel gegen die Langeweile nochmals durch.

—O! Lamartinière, ich bin sehr entwaffnet.

—Sie haben zuvörderst Herrn von Chauvelin, Ihren Freund, einen Mann von Verstand . . . einen . . .

—Chauvelin hat keinen Verstand mehr, mein Lieber.

—Seit wann?

—Seit dem ich mich langweile, bei Gott!

—Bah! äußerte Lamartinière, das ist gerade, als wenn Sie sagten, daß Madame Dubarry nicht mehr schön sei, seitdem . . .

— Seitdem, was? . . . äußerte der König, indem er ein wenig erröthete.

— O! ich weiß, was ich sagen will, erwiderte der Wundarzt barsch.

— Kurz, sagte der König, indem er einen Seufzer ausstieß, es ist entschieden, daß ich krank werde?

— Ich fürchte es, Sire.

— Dann ein Mittel, Lamartinière, ein Mittel, kommen wir dem Uebel zuvor.

— Die Ruhe, Sire, ich kenne kein anderes.

— Gut!

— Die Diät.

— Gut!

— Zerstreuungen.

— Dabei unterbreche ich Sie, Lamartinière.

— Wie das?

— Ja, Sie verordnen mir Zerstreuungen, und Sie sagen mir nicht, wie ich mich zerstreuen soll. Nun denn! ich halte Sie für unwissend, höchst unwissend! verstehen Sie, mein Freund?

— Und Sie haben Unrecht, Sire. Es ist Ihre Schuld, und nicht die meinige.

— Wie das?

— Ja, man zerstreut die nicht, welche sich langweilen, wenn Sie Herrn von Chauvelin zum Freunde, und Madame Dubarry zur Geliebten haben.

Es entstand ein Schweigen, durch welches der König einzugestehen schien, daß das, was Lamartinière gesagt hatte, nicht ohne Grund wäre.

Dann begann der König wieder:

—Nun denn! Lamartinière, mein Freund, da wir von Krankheit sprechen, so lassen Sie uns zum Mindesten vernünftig sprechen. Sie sagen, daß ich mich mit Allem auf dieser Welt belustigt habe, nicht wahr?

—Ich sage es, und dem ist so.

—Mit dem Kriege?

—Bei Gott! wenn man die Schlacht von Fontenoy gewonnen hat.

—Ja, war es aber ein belustigendes Schauspiel, Menschen in Lumpen, vier Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite mit Blut durchweicht, ein Blutgeruch um übel zu machen?

—Am Ende, der Ruhm.

—Außerdem, bin ich es, der die Schlacht gewonnen hat? ist es nicht der Herr Marschall von Sachsen? ist es nicht der Herr Herzog von Richelieu, ist es nicht besonders Péquigny mit seinen vier Kanonen? . . .

—Gleichviel, wer hat indessen den Triumph davon gehabt? Sie.

—Ich gebe es zu; das ist also der Grund, aus welchem Sie vermuthen, daß ich den Ruhm lieben muß. Ah! mein lieber Lamartinière, fügte der König hinzu, indem er einen Seufzer ausstieß, wenn Sie wüßten, wie schlecht ich am Vorabende von Fontenoy gebettet war!

—Wohlan! es mag sein, lassen wir den Ruhm; Sie können, indem Sie nicht selbst erobern wollen, ihn sich durch die Maler, die Dichter und die Geschichtschreiber geben lassen.

—Lamartinière, ich habe einen Abscheu vor all diesen Leuten, welche weit abgeschmacktere Schurken sind, als meine Bedienten, oder Kolosse von Stolz, um nicht unter dem Triumphbogen meines Großvaters durchzugehen. Besonders dieser Voltaire, hat dieser Schelm mir nicht eines Abends auf die Schulter geklopft, indem er mich Trajan nannte? Man sagt ihm, daß er der König meines Reiches sei, und der Schurke glaubt es. Ich will also Nichts von der Unsterblichkeit wissen, welche Leute dieser Art mir geben könnten, ich müßte sie auf dieser vergänglichen Welt und vielleicht sogar in der andern zu theuer bezahlen.

—In diesem Falle, was wollen Sie, Sire? sagen Sie es.

—Ich will mein Leben so lange dauern lassen, als ich es vermag. Ich will, daß dieses Leben so viel als möglich das enthält, was ich liebe, und dazu sind es weder die Dichter, noch die Philosophen, noch die Krieger, an die ich mich wenden würde; nein, siehst Du, Lamartinière? nach Gott schätze ich Niemand als die Aerzte, wohl verstanden, daß sie gut sind.

—Bei Gott!

—Sprechen Sie daher offenherzig, lieber Lamartinère.

—Ja, Sire.

—Was habe ich zu fürchten?

—Den Schlagfluß.

—Man stirbt daran?

—Ja, wenn man nicht zur rechten Zeit zu Ader gelassen wird.

—Lamartinière, Sie werden mich nicht mehr verlassen.

—Das ist unmöglich, Sire, ich habe meine Kranken.

—Sehr wohl! Aber es scheint mir, daß meine Gesundheit eben so wichtig für Frankreich und für Europa ist, als die aller Ihrer Kranken mit einander; man wird jeden Abend Ihr Bett neben dem meinigen aufschlagen.

—Sire! . . .

—Was liegt Ihnen daran, ob Sie hier oder anders wo schlafen? Und Sie werden mich durch Ihre bloße Gegenwart beruhigen, mein lieber Lamartinière, und Sie werden der Krankheit Furcht machen, denn die Krankheit kennt Sie und weiß, daß sie keinen gefährlicheren Feind hat, als Sie.

Das ist die Ursache, warum sich der Wundarzt Lamartinière am 25. April 1774 in einem kleinen Bette in dem blauen Zimmer in Versailles befand, indem er gegen fünf Uhr Morgens im tiefsten Schlafe lag, während der König nicht schlief.

Ludwig XV., welcher nicht schlief, wie wir so eben versichert haben, stieß einen gewaltigen Seufzer aus, aber, da ein Seufzer keine bestimmte Bedeutung hat, als die, welche ihm der Seufzende gibt, so hörte ihn Lamartinière, welcher schnarchte, statt zu seufzen, aber achtete nicht darauf oder schien nicht darauf zu achten.

Als der König sah, daß sein Leibwundarzt gefühllos gegen diesen Ruf war, neigte er sich über den Rand des Bettes, und betrachtete bei dem Scheine der dicken Wachskerze, welche in dem Marmorbecken brannte, seinen Auf-

seher, den eine dicke und weiche Decke, welche bis an die Schleife seiner Nachtmütze hinaufging, den beharrlichsten Blicken entzog.

—O! äußerte der König. Ach!

Lamartinière hörte wieder; da aber ein Ausruf zuweilen einem schlafenden Manne entschlüpfen kann, so ist das kein Grund, daß er einen andern weckt.

Der Wundarzt fuhr daher fort zu schnarchen.

—Was er glücklich ist, so zu schlafen! murmelte Ludwig XV.

Dann fügte er hinzu:

—Was diese Aerzte materiell sind!

Und er gewann es über sich, noch länger zu warten; als er aber eine Viertelstunde lang vergebens gewartet hatte, sagte er endlich:

—He! Lamartinière.

—Nun denn, was gibt es, Sire? fragte der Arzt Seiner Majestät mürrisch.

—Ach! mein armer Lamartinière, wiederholte der König, indem er so kläglich ächzte, als er es vermogte.

—Nun denn! was?

Und der Doktor, indem er wie ein Mann brummte, der sicher ist, daß er seine Stellung mißbrauchen kann, ließ sich aus seinem Bette gleiten.

Er fand den König auf dem seinigen sitzen.

—Nun denn! Sire, Sie leiden? fragte er ihn.

—Ich glaube, ja, mein lieber Lamartinière, erwiderte Seine Majestät.

—O! o! Sie sind ein wenig aufgeregt.

—Sehr aufgeregt, ja.

—Ueber was?

—Ich weiß es nicht.

—Ich weiß es, murmelte der Wundarzt, es ist vor Furcht.

—Fühlen Sie meinen Puls, Lamartinière.

—Das ist es, was ich thue.

—Nun denn?

—Nun denn! Sire, er thut achtundachtzig Schläge in der Minute, was viel bei den Greisen ist.

—Bei den Greisen, Lamartinière!

—Ohne Zweifel.

—Ich bin erst vier und sechszig Jahre alt, und mit vier und sechszig Jahren ist man noch nicht alt.

—Man ist schon nicht mehr jung.

—Sagen Sie an, was verordnen Sie?

—Zuvörderst, was empfinden Sie?

—Wie mir scheint, ersticke ich ein wenig.

—Nein, Sie frieren im Gegentheile.

—Ich muß roth sein?

—Gehen Sie, Sie sind bleich. Einen Rath, Sire.

—Welchen?

—Trachten Sie wieder einzuschlafen; das würde sehr gut sein.

—Ich habe keinen Schlaf mehr.

—Sagen Sie an, was bedeutet diese Aufregung?

—Ei! ich meine, daß Du es wissen mußt, Lamartinière, oder es lohnte nicht der Mühe Arzt zu sein.

—Hätten Sie etwa einen schlimmen Traum gehabt?

—Nun denn! ja.

—Einen Traum! rief Lamartinière aus, indem er die Hände gen Himmel erhob, einen Traum!

—Nun! erwiderte der König, es gibt Träume.

—Nun denn! lassen Sie hören, erzählen Sie Ihren Traum, Sire.

—So was erzählt man nicht, mein Freund.

—Warum denn? Es läßt sich Alles erzählen.

—Dem Beichtvater, ja.

—Dann will ich schnell Ihren Beichtvater rufen; einstweilen nehme ich meine Lanzette wieder mit.

—Ein Traum ist zuweilen ein Geheimniß.

—Ja, und er ist sogar zuweilen auch ein Gewissensbiß. Sie haben recht, Sire, Adieu.

Und der Doctor begann seine Strümpfe und seine Beinkleider anzuziehen.

—Nun denn, Lamartinière, nun denn, werden Sie nicht bös, mein Freund. Nun denn, ich habe geträumt ..... ich habe geträumt, daß man mich nach Saint-Denis brächte.

— Und daß der Wagen schlecht war ... Bah! wenn Sie diese Reise machen werden, so werden Sie es nicht gewahr werden, Sire.

—Wie kannst Du über so Etwas scherzen? sagte der König ganz schaudernd. Nein, ich habe geträumt, daß man mich nach Saint-Denis brächte, und daß ich ganz lebendig in den Sammet meines Sarges gehüllt wäre.

—Fühlten Sie Sich unbequem in diesem Sarge?

—Ja, ein Wenig.

—Blähungen, finstere Laune, schwere Verdauung.

—O! ich hatte gestern nicht zu Nacht gegessen.

—Dann ist es ein leerer Magen.

—Du glaubst?

—Ah! da fällt mir ein, um wieviel Uhr haben Sie gestern die Frau Gräfin verlassen?

—Es ist jetzt zwei Tage her, daß ich sie nicht gesehen habe.

—Sie schmollen ihr, finstere Laune, Sie sehen es wohl.

—Nicht doch! sie ist es, welche mir schmollt. Ich hatte ihr Etwas versprochen, und ich habe es ihr nicht gegeben.

—Geben Sie ihr dieses Etwas geschwind, und erheitern Sie Ihren Geist wieder.

—Nein, ich bin voll Traurigkeit.

—Ah! einen Einfall.

—Welchen?

—Frühstücken Sie mit Herrn von Chauvelin.

—Frühstücken! rief der König aus, das war gut zu der Zeit, wo ich Appetit hatte.

—Ah so! rief der Wundarzt aus, indem er die Arme über einander schlug, Sie wollen Nichts mehr von Ihren Freunden wissen, Sie wollen Nichts mehr von Ihrer Geliebten wissen, Sie wollen Nichts mehr von Ihrem Frühstücke wissen, und Sie glauben, daß ich das dulden würde? Nun denn! Sire, ich erkläre Ihnen Eines, nämlich, daß, wenn Sie Ihre Gewohnheiten ändern, Sie verloren sind.

—Lamartinière, mein Freund . . . läßt mich gähnen

meine Geliebte . . . schläfert mich ein; mein Frühstück . . . erstickt mich.

—Gut! dann sind Sie zuverlässig krank.

—Ah! Lamertinière, rief der König aus, ich bin so lange glücklich gewesen.

—Und Sie beklagen Sich darüber? so sind die Menschen.

—Nein, ich beklage mich zuverlässig nicht über die Vergangenheit, sondern über die Gegenwart; durch das beständige Fahren nutzt sich der Wagen ab.

Und der König stieß einen Seufzer aus.

—Das ist wahr, er nutzt sich ab, wiederholte der Wundarzt gravitätischer Weise.

—So daß die Federn nicht mehr gehen, seufzte der König, und ich mich nach der Ruhe sehne.

—Nun denn! dann schlafen Sie doch, rief Lamartinière aus, indem er sich wieder zu Bett legte.

—Lassen Sie mich meine bildliche Erklärung fortsetzen, mein guter Doctor.

—Sollte ich mich geirrt haben und sollten Sie Dichter werden, Sire? Das ist wieder eine garstige Krankheit.

—Nein, im Gegentheile, Du weißt, daß ich die Dichter verabscheue. Um der Frau von Pompadour gefällig zu sein, habe ich diesen Schuft von Voltaire in den Adelstand erhoben; aber von dem Augenblicke an, wo er sich erlaubt hat, mich zu dutzen, indem er mich Titus oder Trajan nannte, ich weiß nicht mehr wie, ist das vorbei gewesen. Ich wollte also ohne Poesie sagen, daß ich glaube, daß es Zeit ist, daß ich Einhalt thue.

— Sie wollen meine Meinung wissen, Sire?

— Ja, mein Freund.

— Nun denn! hemmen Sie nicht, Sire, spannen Sie ab.

— Das ist hart, murmelte Ludwig XV.

— Dem ist so, Sire. Wenn ich mit dem Könige spreche, so nenne ich ihn Eure Majestät; wenn ich mit meinem Kranken spreche, so nenne ich ihn nicht einmal mein Herr. Demnach also, Sire, spannen Sie ab, und geschwind. Jetzt, wo wir darüber einig sind, haben wir noch anderthalb Stunden zu schlafen, Sire. Lassen Sie uns daher schlafen.

Und der Wundarzt warf sich wieder unter seine Bettdecke zurück, unter welcher er fünf Minuten nachher auf eine so bürgerliche Weise schnarchte, daß die Gewölbe des blauen Zimmers vor Empörung darüber knirschteu.

V.

Das Lever des Königs.

Der sich selbst überlassene König versuchte nicht den eigensinnigen Doktor zu unterbrechen, dessen wie eine Uhr geordneter Schlaf so lange dauerte, wie er es vorher bestimmt hatte.

Es hatte halb sieben geschlagen, als Lamartinière, da der Kammerdiener nun eintreten mußte, aufstand und in ein anstoßendes Kabinet ging, während man sein Bett fortschaffte.

Dort schrieb er eine Verordnung für die Aerzte des kleinen Dienstes und verschwand.

Der König gab den Befehl, daß man zuerst sein Dienstpersonal eintreten ließe, dann die, welche freien Zutritt hatten.

Er grüßte schweigend, reichte dann die Beine den Kammerdienern, die ihm seine Strümpfe anzogen, seine

Strumpfbänder festknüpften und ihm seinen Schlafrock anlegten.

Hierauf kniete er vor seinem Betstuhle nieder, indem er mehrere Male in Mitte des allgemeinen Schweigens seufzte.

Jedermann war gleich dem König niedergekniet, und betete wie er mit vieler Zerstreuung.

Der König wandte sich von Zeit zu Zeit nach der Balustrade um, wo sich gewöhnlich die vertrautesten und die am meisten geliebten seiner Hofleute drängten.

—Was sucht denn der König? fragten sich der Herzog von Richelieu und der Herzog von Ayen leise.

—Wir sind es nicht, denn uns würde er finden, sagte der Herzog von Ayen; aber sehen Sie, der König steht auf.

In der That, Ludwig XV. hatte sein Gebet geendigt, oder er war vielmehr so zerstreut gewesen, daß er nicht gebetet hatte.

—Ich sehe den Herrn Garderobeaufseher nicht, sagte Ludwig XV., indem er um sich blickte.

—Herrn von Chauvelin? fragte der Herzog von Richelieu.

—Ja.

—Aber, Sire, er ist hier.

—Wo denn?

—Dort, äußerte der Herzog, indem er sich umwandte.

Dann äußerte er plötzlich ganz erstaunt:

—Ah! ah!

—Was denn? fragte der König.

—Herr von Chauvelin betet noch!

In der That, der Marquis von Chauvelin, dieser angenehme Heide, dieser lustige Genosse der kleinen königlichen Gottlosigkeiten, dieser geistreiche Feind der Götter im Allgemeinen und Gottes im Besondern, der Marquis war nicht allein gegen seine Gewohnheit, sondern auch noch gegen die Etikette selbst dann auf den Knieen geblieben, als der König sein Gebet beendigt hatte.

—Nun denn! Marquis, fragte der König lächelnd, schlafen Sie etwa?

Der Marquis stand langsam auf, machte ein Zeichen des Kreuzes und grüßte Ludwig XV. mit tiefer Ehrerbietung.

Jedermann war daran gewöhnt zu lachen, wenn Herr von Chauvelin lachen wollte; man glaubte, daß er scherzte, und man lachte aus Gewohnheit, der König wie die Andern.

—Aber indem er fast sogleich seine ernste Miene wieder annahm, sagte Ludwig XV.:

—Nicht doch! nicht doch, Marquis, Sie wissen, daß ich es nicht gern sehe, daß man mit den heiligen Dingen scherzt. Da Sie mich indessen, wie ich vermuthe, ein Wenig erheitern wollen, so soll Ihnen zu Gunsten der Absicht verziehen sein; nur sage ich Ihnen im Voraus, daß Sie große Mühe haben werden, fügte er mit einem Seufzer hinzu, denn ich bin traurig wie der Tod.

—Sie traurig, Sire? fragte der Herzog von Ayen, und was kann denn Eure Majestät traurig machen?

— Meine Gesundheit, Herzog! meine Gesundheit, die dahin schwindet. Ich lasse Lamartinière in meinem Zimmer schlafen, damit er mich beruhigt; aber dieser Tollkopf gibt sich im Gegentheile Mühe, mir Furcht zu machen. Glücklicher Weise scheint man hier geneigt zu lachen, nicht wahr, Chauvelin?

Aber die Aufforderungen des Königs blieben ohne Erfolg. Selbst der Marquis von Chauvelin, dessen feine und spöttische Züge so gern die Munterkeit des Herrn zurückwarfen, der Marquis, der ein so vollkommener Hofmann war, daß er niemals gegen einen Wunsch des Königs zurückgeblieben, der Marquis blieb dieses Mal, statt auf das von Ludwig XV. ausgesprochene Bedürfniß einer selbst leichten Zerstreuung zu antworten, finster und stumm, und gänzlich in einen unerklärlichen Ernst versunken.

Einige, so sehr lag diese Traurigkeit außer den Gewohnheiten des Herrn von Chauvelin, einige, sagen wir, glaubten, daß der Marquis den Scherz fortsetze, und daß dieser Ernst mit einem glänzenden Ausbruche von Lustigkeit endigen würde; aber der König hatte an diesem Morgen nicht die Geduld zu warten; er fing daher an, die Traurigkeit seines Günstlings anzugreifen.

— Aber was der Teufel haben Sie denn, Chauvelin? sagte Ludwig XV.; setzen Sie etwa meinen Traum von dieser Nacht fort? Wollen Sie Sich etwa auch begraben lassen?

— O! . . . Eure Majestät hätte an diese garstigen Dinge gedacht? fragte Richelieu.

— Ja, einen schweren Traum, Herzog. Aber in

Wahrheit, was ich im Schlafe ertrage, mögte ich gern im Wachen nicht wiederfinden. Nun denn! lassen Sie hören, Chauvelin, was haben Sie?

Der Marquis verneigte sich, ohne zu antworten.

—Sprechen Sie, aber so sprechen Sie doch, ich will es! rief der König aus.

—Sire, antwortete der Marquis, ich denke.

—An was? fragte Ludwig XV. erstaunt.

—An Gott! Sire.

—An Gott?

—Ja, Sire. Gott ... das ist der Anfang der Weisheit.

Diese so kalte und so klösterliche Einleitung ließ den König erbeben, der, indem er auf den Marquis einen aufmerksameren Blick heftete, in seinen ermüdeten, gealterten Zügen die wahrscheinliche Ursache dieser ungewöhnlichen Traurigkeit entdeckte.

—Der Anfang der Weisheit, sagte er. Ah! wahrhaftig, ich verwundere mich nicht, wenn dieser Anfang niemals eine Fortsetzung hat; er ist zu langweilig. Aber Sie denken nicht an Gott ganz allein. Woran denken Sie noch?

—An meine Frau und an meine Kinder, die ich seit langer Zeit nicht gesehen habe, Sire.

—Ei, es ist wahr, Chauvelin, Sie sind verheirathet, Sie haben Kinder, ich hatte es vergessen, und wie mir scheint, Sie gleichfalls, denn seit den fünfzehn Jahren, daß wir uns täglich sehen, sprechen Sie mir zum ersten Male davon. Nun denn! wenn Sie eine Lust nach

der Hausmannskost überfällt, so lassen Sie sie kommen, ich habe Nichts dagegen; wie mir scheint, ist Ihre Wohnung im Schlosse groß genug.

—Sire, antwortete der Marquis, Frau von Chauvelin lebt sehr zurückgezogen von der Welt, in großer Frömmigkeit und . . .

—Und sie wird ein Aergerniß an dem Treiben von Versailles finden, nicht wahr? Ich begreife, es ist wie mit meiner Tochter Louise, die ich nicht aus Saint Denis herausbringen kann. Dann sehe ich kein Mittel mehr dagegen, mein lieber Marquis.

—Ich bitte den König um Verzeihung, es gibt Eines.

—Welches?

—Mein Dienst wird sich heute Abend endigen; wenn der König mir erlaubt, nach Grosbois zu gehen, um einige Tage in meiner Familie zuzubringen . . .

—Sie scherzen, Marquis; mich verlassen!

—Ich werde zurückkehren, Sire; aber ich mögte nicht sterben, ohne einige testamentliche Verfügungen getroffen zu haben.

—Sterben! der verwünschte Mensch! Sterben! wie er das sagt! Wie alt sind Sie denn, Marquis?

—Sire, ich bin zehn Jahr jünger als Eure Majestät, obschon ich zehn Jahr älter zu sein scheine.

Der König wandte diesem wunderlichen Menschen den Rücken, und indem er sich an den Herzog von Coigny wandte, der dicht neben seiner Estrade stand, sagte er:

—Ah! Sie sind da, Herr Herzog, Sie kommen zu

rechter Zeit; man sprach neulich Abend von Ihnen beim Nachtessen. Ist es wahr, daß Sie auf meinem Schlosse Choisy diesen armen Chentil-Bernard aufgenommen haben? Das wäre eine gute That, über welche ich Sie loben mögte. Wenn indessen alle Gouverneure meiner Schlösser es eben so machten und die närrisch gewordenen Dichter aufnähmen, so würde mir keine andere Zuflucht mehr bleiben, als in Bicêtre zu wohnen. Wie geht es diesem Unglücklichen?

—Immer noch ziemlich schlecht, Sire.

—Und wie ist ihm denn das zugestoßen?

—Sire, weil er sich ehedem ein wenig zu sehr belustigt hat, und besonders weil er kürzlich den jungen Mann hatte spielen wollen.

—Ja, ja, ich begreife. Nun! er ist sehr alt.

—Ich bitte den König um Verzeihung, Sire, aber er ist nur ein Jahr älter als Seine Majestät.

—Wahrlich, das ist unerträglich, sagte der König, indem er dem Herzoge von Coigny den Rücken wandte, sie sind heute nicht allein traurig wie Katafalke, sondern sie sind auch noch dumm wie Gänse.

Der Herzog von Ayen, einer der geistreichsten Männer jener so geistreichen Zeit, begriff die zunehmende üble Laune des Königs; er fürchtete die Ausfälle derselben, und, entschlossen, sie so bald als möglich aufhören zu lassen, that er zwei Schritte vor, um sich zu zeigen. Er trug an seiner Weste, um seine Strumpfbänder und um seinen Rock herum breite und glänzende Goldstickereien,

welche nicht ermangeln konnten, die Augen auf ihn zu ziehen. Der Monarch sah ihn in der That.

—Bei meiner Treue, Herzog von Ayen, rief er aus, Sie sind glänzend wie eine Sonne. Haben Sie denn ein Marktschiff gestohlen? Ich glaubte, daß alle Sticker von Paris seit der Verheirathung des Grafen von Provence zu Grunde gerichtet wären, bei welcher kein Hofmann sie bezahlt hat, und zu welcher die Herren Prinzen ohne Zweifel aus Mangel an Geld oder Credit es nicht für angemessen gehalten haben, zu kommen.

—Sie sind daher auch wirklich zu Grunde gerichtet, Sire.

—Wer denn, die Prinzen, die Sticker oder die Hofleute?

—Ei, wie ich glaube, Alle ein wenig; indessen sind die Sticker weit geschickter, sie ziehen sich aus der Verlegenheit.

—Wie?

—Durch diese neue Erfindung. Und er zeigte seine Stickereien.

—Ich verstehe nicht.

—Ja, Sire! diese so gestickten Kleider werden à la Chancelière genannt.

—Ich verstehe noch weniger.

—Es gäbe wohl ein Mittel, Seine Majestät dieses Räthsel verstehen zu lassen; das wäre die Verse anzuführen, welche diese Pariser Maulaffen gemacht haben, aber ich wage es nicht.

—Sie wagen es nicht, Sie Herzog! sagte der König lächelnd.

—Meiner Treue, nein, Sire, ich erwarte den Befehl des Königs.

—Ich gebe ihnen denselben.

—Der König wird sich zum Mindesten erinnern, daß ich nur gehorche. Hier sind also die Verse:

On fait certains galons de nouvelle matière,
Mais ils ne sont que jours de galas.
On les nomme à la chancelière.
Pourquoi? c'est qu'ils sont faux et ne rougissent pas.

(Man macht gewisse Borten aus neuem Stoffe, aber sie sind nur für die Gallatage. Man nennt sie à la Chancelière. Warum? weil sie falsch sind und nicht roth werden.)

Die Hofleute sahen einander erstaunt über so viel Kühnheit an, und alle wandten sich zu gleicher Zeit nach Ludwig XV. um, um ihre Züge nach den seinigen zu richten. Der Kanzler Maupeou, der, von der Favoritin unterstützt, damals in seiner ganzen Gunst stand, war eine so hochstehende Person, als daß man es sich zu erlauben wagte, die Epigramme gegen ihn anzuhören, welche ohne Unterlaß sich einander folgten. Der Monarch lächelte, von nun an lächelten die Lippen Aller, er antwortete Nichts, Niemand sagte ein Wort.

Ludwig XV. hatte eine sonderbare Neigung. Er fürchtete gräßlich den Tod, er wollte nicht, daß man ihm von dem seinigen spräche. Aber bei jeder Veranlassung machte er sich eine Art von Freude daraus, sich über die

Schwachheit lustig zu machen, welche fast alle Menschen haben, ihr Alter oder ihre Gebrechen zu verbergen. Er sagte gern zu einem Hofmanne:

—Sie sind alt, Sie haben ein schlechtes Aussehen, Sie werden bald sterben. Er verwandte Philosophie darauf, und an diesem selben Tage, an welchem er zwei grausame Angriffe erhalten hatte, setzte er sich dem aus, einen dritten zu erhalten.

Um das, mit dem Herzoge von Ayen unterbrochene Gespräch wieder anzuknüpfen, sagte er ziemlich unvermuthet zu ihm:

—Wie befindet sich der Chevalier von Noailles? ist es wahr, daß er krank ist?

—Sire, wir haben das Unglück gehabt, ihn gestern zu verlieren.

—Ah! ich hatte es ihm wohl voraus gesagt.

Indem er hierauf den durch die Eingeladenen vermehrten Kreis der Hofleute übersah, erblickte er den Abbé von Broglio, einen mürrischen und barschen Menschen. Er redete ihn in folgenden Ausdrücken an:

—Jetzt ist an Ihnen die Reihe, Abbé. Sie sind gerade zwei Tage jünger als er.

—Sire, erwiderte Herr von Broglio ganz bleich vor Zorn, Eure Majestät ist gestern auf der Jagd gewesen. Es ist ein Gewitter ausgebrochen. Der König ist wie die Andern durchnäßt worden.

Und indem er sich Platz machen ließ, entfernte er sich wüthend.

Der König sah ihn mit ziemlich traurigem Auge fortgehen und fügte hinzu:

—So ist dieser Abbé von Broglio, er wird immer bös.

Indem er hierauf an der Thür seinen Arzt Bonnard, und mit ihm Bordeu, den Günstling der Madame Du Barry erblickte, der darnach strebte, seine Stelle einzunehmen, rief er sie alle beide.

—Kommen Sie, meine Herren, — man spricht hier heute Morgen nur von dem Tode, das ist Ihre Sache. — Wer von Ihnen wird die Verjüngungsquelle finden? — Das wäre ein schönes Wunder, und ich verbürge ihm sein sicheres Glück. Wären Sie es, Bordeu? — Sie, Aesculap — bei der Venus, ich begreife, Sie haben an diese Ausbesserungen noch nicht gedacht.

—Ich bitte den König um Verzeihung, ich habe im Gegentheile ein System, das uns zu dieser guten Zeit der Geschichte zurückführen soll.

—Der Fabel, unterbrach ihn Bonnard mit spöttischer Miene.

—Sie glauben, fuhr der König fort, Sie glauben, mein armer Bonnard? Wahr ist es, daß unter Ihrer Leitung meine Jugend nur noch eine sehr bittere Fabel ist, und der, welcher mich jetzt verjüngte, würde mit einem Male Historiograph von Frankreich werden, denn er hätte die schönste Seite meiner Regierung niedergeschrieben. Machen Sie das, Bordeu, eine Kur, die würdig ist zu einer großen Berühmtheit zu gelangen. Einstweilen fühlen Sie Herrn von Chauvelin den Puls, der ganz

bleich und ganz traurig da steht. Geben Sie mir Ihre Meinung über diese Gesundheit an, die sehr kostbar für unsere Vergnügungen ist, und für mein Herz, fügte er sehr rasch hinzu.

Chauvelin lächelte bitter, indem er dem Doctor seinen Arm bot.

—Wem von Ihnen beiden, meine Herrn? fragte er.

—Allen beiden, erwiderte Ludwig XV. lachend, aber nicht Lamartinière; er wäre im Stande, Ihnen einen Schlagfluß zu prophezeihen, wie mir.

—Es sei, an Ihnen ist die Reihe, Herr Bonnard; die Vergangenheit vor der Zukunft. Was ist Ihre Meinung?

—Der Herr Marquis ist sehr krank; es findet Ueberfluß der Säfte, Verstopfung der Fibern und des Gehirns statt; er würde sehr wohl thun sich zur Ader zu lassen, und das sehr schnell.

—Und Sie, Herr Bordeu?

—Ich bitte meinen gelehrten Collegen um Entschuldigung, aber ich kann nicht derselben Meinung sein, als seine Erfahrung. Der Herr Marquis hat einen nervösen Puls. Wenn ich mit einer hübschen Frau spräche, so würde ich sagen, daß er krampfhafte Launen habe. Er bedarf der Heiterkeit, der Ruhe, keine Sorgen, keine Geschäfte, eine gänzliche Zufriedenheit; kurz alles das, was er bei dem erhabenen Monarchen findet, dessen Freund er zu sein die Ehre hat. Ich verordne die Fortsetzung derselben Lebensweise.

—Was das für zwei wundervolle Gutachten sind,

und was Herr von Chauvelin nach Ihnen aufgeklärt sein muß! — Mein armer Marquis, wenn Sie sterben sollten, so ist Bordeu ein entehrter Mann.

—Nicht doch, Sire, die krankhaften Launen tödten, wenn man sie nicht pflegt.

—Sire, wenn ich sterbe, — antwortete Herr von Chauvelin, — so bitte ich Gott, daß es zu Ihren Füßen sei.

—Hüte Dich wohl davor, Du würdest mir eine entsetzliche Furcht machen. Aber ist es nicht die Stunde der Messe? Es scheint mir, daß der Herr Bischof von Senez und der Herr Pfarrer von Saint Louis, unsere Pfarrer, hier sind. Dieses Mal wird man mich also ein wenig zufrieden stellen.

—Guten Tag, Herr Pfarrer, wie befinden sich Ihre Pfarrkinder? Gibt es viele Kranke, viele Arme?

— Leider! Sire, gibt es deren viele.

—Aber sind die Almosen nicht reichlich? Ist das Brod theurer geworden? Hat die Anzahl der Unglücklichen sich vermehrt?

—Ach! ja, Sire.

—Wie kommt das? Woher kommen sie?

—Sire, selbst die Bedienten Ihres Hofhaltes verlangen Almosen von mir.

—Ich glaube es wohl, man bezahlt sie nicht. Hören Sie, Herr von Richelieu? Und kann man dem nicht abhelfen? Was der Teufel! Sie sind in diesem Jahre erster Kammerherr.

— Sire, die Bedienten gehören nicht zu meiner Stelle, das geht die Generalintendanz an.

— Und die Intendanz wird sie an einen Andern verweisen. — Arme Leute, sagte der König, für einen Augenblick lang gerührt; aber am Ende kann ich nicht Alles thun. Werden Sie uns in die Messe begleiten, Herr Bischof? fügte er hinzu, indem er sich an den Abbé von Beauvais, Bischof von Senez wandte, welcher die Fastenpredigten vor dem Hofe hielt.

— Ich stehe zu den Befehlen Seiner Majestät, antwortete der Bischof, indem er sich verneigte, aber ich habe hier sehr ernste Worte gehört. Man spricht von dem Tode, und Niemand denkt daran; Niemand bedenkt, daß er zu seiner Stunde kömmt, wenn man ihn nicht erwartet; daß er uns in Mitte der Vergnügungen überrascht, daß er die Großen und die Kleinen mit seiner unerbittlichen Sense trifft. Niemand bedenkt, daß ein Alter kömmt, in welchem die Reue und die Buße eben so sehr eine Nothwendigkeit, als eine Pflicht sind, wo das Feuer der Gelüste vor den erhabenen Gedanken des ewigen Heiles erlöschen muß.

— Richelieu, unterbrach ihn der König lächelnd, es scheint mir, daß der Herr Bischof gar viele Steine in Ihren Garten wirft.

— Ja, Sire, und er wirft sie so heftig hinein, daß davon welche bis in den Park von Versailles zurückspringen.

— Ah! gut geantwortet, Herr Herzog, Sie haben, wie im Alter von zwanzig Jahren, immer eine Antwort

bereit. Herr Bischof, diese Rede fängt an, wir werden sie nächsten Sonntag in der Kapelle wieder vornehmen; ich verspreche Ihnen, sie anzuhören. Chauvelin, um Sie zu erheitern, entbinden wir Sie, uns zu begleiten. Gehen Sie, mich bei der Gräfin zu erwarten. Sie hat ihren berühmten goldenen Spiegel, das Meisterstück Rottiers erhalten. Sie müssen das sehen.

—Sire, ich ziehe es vor, mich nach Grosbois zu begeben.

—Nochmals! Sie faseln, mein Lieber, gehen Sie zu der Gräfin, sie wird Sie entzaubern. Meine Herren, in die Messe! in die Messe! Das ist ein Tag, der sehr schlecht anfängt. Da sieht man, was es ist, alt zu werden!

VI.

Der Spiegel der Madame Du Barry.

Um dem Könige zu gehorchen, und trotz des Widerwillens, den er empfand, zu gehorchen, begab sich der Marquis zu der Favoritin.

Die Favoritin war ausgelassen fröhlich; sie tanzte wie ein Kind, und sobald man ihr den Herrn Marquis von Chauvelin meldete, eilte sie ihm entgegen, und ohne ihm Zeit zu lassen, ein einziges Wort zu sagen, rief sie aus:

—O! mein lieber Marquis, mein lieber Marquis, Sie kommen zu rechter Zeit! Ich bin heute die glücklichste Person von der Welt! ich habe das reizendste Erwachen gehabt, das man haben kann! Zuvörderst hat mir Rottiers meinen Spiegel gesandt; Sie kommen ohne Zweifel, ihn zu sehen, aber Sie müssen den König abwarten. Und dann, da ein Glück niemals allein kömmt, so ist die be-

rühmte Kutsche angekommen, Sie wissen, die Kutsche, welche mir Herr von Aiguillon schenkt.

— Ah! ja, sagte der Marquis, das Vis-à-Vis, von dem man überall spricht; er war Ihnen das wohl schuldig, Madame.

— O! ich weiß wohl, daß man davon spricht; mein Gott! ich weiß sogar, was man davon sagt.

— Wahrhaftig, Sie wissen Alles!

— Ja, so ziemlich; aber Sie werden begreifen, daß ich mir Nichts daraus mache! Sehen Sie, hier sind Verse, welche ich heute Morgen in den Taschen des Vis-à-Vis gefunden habe. Ich konnte den armen Sattler verhaften lassen, aber was! so Etwas war gut für Frau von Pompadour; ich bin zu zufrieden, um mich zu rächen. Außerdem sind die Verse nicht schlecht, wie mir scheint, und wenn man mich immer so behandelte, so würde ich mich auf Ehre nicht beklagen.

Und sie überreichte Herrn von Chauvelin die Verse.

Herr von Chauvelin nahm und las sie:

Pour ce brillant vis-à-vis,
Est-ce le char d'une déesse
Ou de quelque jeune princesse?
S'écriait un badaud surpris.
Non . . . de la foule curieuse,
Lui répond un caustique, non,
C'est le char de la blanchisseuse
De cet infâme d'Aiguillon!

(Wozu dieses glänzende Vis-à-Vis, ist es der Triumphwagen einer Göttin, oder irgend einer jungen Prinzessin? rief

ein erstaunter Maulaffe aus. Nein . . . antwortete ihm ein beißender Witzbold aus der neugierigen Menge, nein, es ist der Triumphwagen der Wäscherin dieses schändlichen von Aiguillon!)

Und die sorglose Buhlerin begann in lautes Gelächter auszubrechen. Dann begann sie wieder:

— Die Wäscherin, Sie verstehen, dieses schändlichen von Aiguillon. Ah! meiner Treue, der Verfasser hat Recht, und es ist nicht zu viel gesagt; ohne mich, in Wahrheit, wäre der arme Herzog trotz dem Mehle, mit dem er sich bei der Schlacht von . . . bedeckt hat, ich weiß niemals die Namen der Schlachten, ohne mich wäre der arme Herzog abscheulich schwarz geblieben. Aber was! was liegt daran, wie mein Vorgänger, Herr von Mazarin sagte: Sie singen, sie werden bezahlen, und eine einzige Seitenwand meines Vis-à-Vis ist mehr werth, als alle die Epigramme, die man seit vier Jahren gegen mich gemacht hat. Ich will es Ihnen zeigen. Kommen Sie, Marquis, folgen Sie mir.

Und indem sie vergaß, daß sie nicht mehr Jeanne Vaubernier war, und indem sie das Alter des Marquis vergaß, ging die Gräfin singend die Stufen einer geheimen Treppe hinab, die in einen kleinen Hof führte, in welchem sich ihre Remisen befanden.

— Sehen Sie, sagte sie zu dem Marquis, der ganz außer Athem war, ist das anständig genug für den Wagen einer Wäscherin?

Der Marquis war auf das Höchste erstaunt, er hatte

niemals etwas Prachtvolleres und zugleich Eleganteres gesehen. Auf den vier Hauptfeldern sah man die Wappen der Du Barrys mit dem berühmten Feldgeschrei: Boute en avant! (Vorwärts!) Auf jedem der Seitenfelder sah man einen Korb mit einem Bette von Rosen versehen, wiederholt, auf welchem sich zwei Tauben zärtlich schnäbelten; das Ganze von Martin-Firniß, wovon das Geheimniß jetzt verloren ist.

Die Kutsche kostete sechsundfünfzig Tausend Livres.

—Hat der König dieses kostbare Geschenk gesehen, Frau Gräfin? fragte der Marquis von Chauvelin.

—Noch nicht, aber ich bin von einer Sache überzeugt.

—Wovon sind Sie überzeugt, lassen Sie hören?

—Daß er entzückt darüber sein wird.

—Ah! ah; . . .

—Wie! ah! ah!

—Ja, ich zweifle daran.

—Sie zweifeln daran?

—Ich wette sogar, daß er Ihnen nicht erlauben wird, es anzunehmen.

—Und warum?

—Weil Sie Sich ihrer nicht würden bedienen können.

—Bah! wahrhaftig, erwiderte sie spöttisch. Ah! Sie verwundern Sich über so Weniges.

—Ja.

—Dann werden Sie noch ganz andere Dinge sehen, z. B. den goldenen Spiegel, und dieses, fügte sie hinzu, in-

dem sie ein Papier aus ihrer Tasche zog; aber, was dieses anbetrifft, so werden Sie es nicht sehen.

—Wie es Ihnen gefällig ist, Madame, antwortete der Marquis, indem er sich verneigte.

—Sie sind indessen nach diesem alten Affen von Richelieu der älteste Freund des Königs; Sie kennen ihn genau; er hört auf Sie; Sie könnten mir beistehen, wenn Sie es wollten, und dann ... Gehen wir wieder in mein Kabinet hinauf, Marquis.

—Zu Ihren Befehlen, Madame.

—Sie sind heute sehr übler Laune. Was haben Sie denn?

—Ich bin traurig, Madame.

—Ah! um so schlimmer. Das ist albern!

Und indem sie dem Marquis zum Führer diente, schlug Madame Dubarry mit einem weit ernsteren Schritte diese geheime Treppe wieder ein, welche sie leicht und singend wie ein Vogel hinabgeeilt war.

Sie kehrte in ihr Kabinet zurück, indem Herr von Chauvelin ihr immer folgte; hierauf verschloß sie die Thür wieder, und indem sie sich rasch nach dem Marquis umwandte, sagte sie zu ihm:

—Sagen Sie an, sind Sie mein Freund, Chauvelin?

—Sie können an meiner Achtung und an meiner Ergebenheit nicht zweifeln, Madame.

—Sie würden mir gegen Jeden dienen?

—Ausgenommen gegen den König.

—Wenn Sie das nicht billigen, was Sie erfah-

ren werden, so werden Sie in jedem Falle neutral bleiben.

—Ich verpflichte mich dazu, wenn Sie es verlangen.

—Ihr Wort.

—So wahr ich Chauvelin heiße!

—Dann lesen Sie.

Und die Gräfin übergab ihm das sonderbarste, das kühnste, das spaßhafteste Aktenstück, das jemals ein Edelmann vor Augen gehabt hat. Der Marquis begriff anfangs nicht die ganze Wichtigkeit desselben.

Es war ein an den Papst gerichtetes Verlangen, ihre Ehe mit dem Grafen Du Barry unter dem Vorwande als nichtig zu erklären, daß, da sie die Geliebte seines Bruders gewesen wäre, und die Kirchengesetze in einem solchen Falle jede Verheirathung verböten, diese Ehe durchaus nichtig wäre; sie fügte hinzu, daß sie gleich nach der ehelichen Einsegnung von der Gottlosigkeit benachrichtigt, welche sie zu begehen im Begriffe stände, und die sie bis dahin nicht geahnet hätte, von Furcht ergriffen worden wäre, und daß die Ehe nicht vollzogen worden sei.

Der Marquis las diese Bittschrift zwei Mal durch, und indem er sie der Favortin zurückgab, fragte er sie, was sie damit zu machen gedächte.

—Ei, sie übersenden, wie es scheint, antwortete diese mit ihrer gewöhnlichen Frechheit.

—An wen?

—An ihre Adresse.

—An den Papst?

— An den Papst.

— Nachher?

— Sie errathen nicht?

— Nein.

— Mein Gott, was Sie heute so schwer begreifen!

— Das ist möglich, aber die Wahrheit ist, daß ich nicht errathe.

— Sie haben also geglaubt, daß ich Frau von Montesson ohne Zweck begünstigte? Sie haben also den großen Dauphin und Mademoiselle Chouin vergessen, Ludwig XIV. und Frau von Maintenon? Man ruft jeden Tag dem Könige zu, seinen berühmten Großvater nachzuahmen. Man wird also Nichts zu sagen haben. Wie mir scheint, bin ich wohl so viel werth, als die Wittwe Scarron, und überdem bin ich keine sechszig Jahre alt.

— O! Madame, Madame, was habe ich gehört! sagte Herr von Chauvelin, indem er erbleichte und einen Schritt zurück that.

In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und Zamore meldete:

— Der König.

— Der König! rief Madame Du Barry aus, indem sie die Hand des Herrn von Chauvelin ergriff, der König, kein Wort. Wir werden ein anderes Mal wieder über diesen Gegenstand sprechen.

Der König trat ein.

Seine Blicke richteten sich zuerst auf Madame Du Barry, und dennoch war es der Marquis, den er zuerst anredete.

—Ah! Chauvelin, Chauvelin, rief der König überrascht über die Entstellung der Züge des Marquis aus, wollen Sie denn in allem Ernste sterben? Wahrlich, Sie haben das Aussehen eines Gespenstes, mein Freund.

—Sterben! Herr von Chauvelin, sterben, rief die ausgelassene junge Frau aus; ah! ja doch, ich verbiete es ihm. Sie vergessen also das Horoscop, Sire, das man ihm vor fünf Jahren auf dem Jahrmarkte von Saint Germain gestellt hat?

—Welches Horoscop? fragte der König.

—Muß ich es wiederholen?

—Ohne Zweifel.

—Sie glauben hoffentlich nicht an Horoscope, Sire.

—Nein, und dann, wenn ich auch daran glaubte, sagen Sie es immerhin.

—Nun denn! man hat Herrn von Chauvelin prophezeit, daß er zwei Monate vor Eurer Majestät sterben würde.

—Und wer ist der Alberne, der ihm das prophezeit hat? fragte der König mit einer gewissen Besorgniß.

—Ei, ein sehr geschickter Hexenmeister, derselbe, der mir prophezeit hat . . .

—Alles das sind Albernheiten, unterbrach sie der König mit einer sehr deutlichen Regung des Unwillens, sehen wir den Spiegel.

—Dann, Sire, müssen wir in das Zimmer zur Seite gehen.

—Gehen wir hinein.

—Zeigen Sie uns den Weg, Sire, Sie kennen

es; es ist das Schlafzimmer Ihrer ganz gehorsamen Dienerin.

Der König kannte in der That den Weg und ging voraus.

Der Spiegel war mit einem dichten Schleier bedeckt, der auf den Befehl des Königs fiel, auf die Toilette gestellt, und man konnte ein wahres, Benvenuto Cellinis würdiges Meisterstück bewundern. Dieser Spiegel, mit einem Rahmen von massivem Golde, war von zwei Amors in erhabener Arbeit überragt, welche eine königliche Krone trugen, unter welche sich natürlicher Weise der Kopf der Person gestellt befand, die sich in dem Spiegel betrachtete.

—Ah! das ist prachtvoll! rief der König aus. Wahrlich, Rottiers hat sich übertroffen. Ich werde ihm mein Kompliment darüber machen. Gräfin, wohl verstanden bin ich es, der Ihnen das schenkt.

—Sie schenken mir Alles?

—Ohne Zweifel, ich schenke Ihnen Alles.

—Spiegel und Rahmen?

—Spiegel und Rahmen.

—Selbst das? fügte die Gräfin mit dem Lächeln einer Sirene hinzu, welches den Marquis besonders nach dem, was er gelesen hatte, wanken machte.

Die Gräfin zeigte die königliche Krone.

—Dieses Spielwerk? antwortete der König.

Die Gräfin machte ein kleines Zeichen mit dem Kopfe.

—O! Sie können sich damit so lange belustigen, als es Ihnen beliebt, Gräfin; nur sage ich Ihnen im

voraus, daß sie schwer ist. Aber! Chauvelin, Sie werden sich also nicht erheitern, nicht einmal in Gegenwart von Madame und in Gegenwart ihres Spiegels, was eine doppelte Gunst ist, die sie Ihnen bewilligt, da Sie dieselbe zwei Male sehen?

Die königliche Artigkeit wurde durch einen Kuß der Gräfin belohnt.

Der Marquis verzog keine Miene.

—Was halten Sie von diesem Spiegel, Marquis? Sagen Sie uns doch Ihre Meinung, lassen Sie hören.

—Wozu, Sire? fragte der Marquis.

—Ei, weil Sie ein Mann von gutem Geschmacke sind, bei Gott!

—Ich hätte ihn lieber nicht sehen mögen.

—Gut! und warum?

—Weil ich zum Mindesten sein Bestehen hätte leugnen können.

—Was soll das heißen?

—Sire, die königliche Krone ist in den Händen der Liebesgötter schlecht angebracht, antwortete der Marquis, indem er sich tief verneigte.

Madame Du Barry wurde purpurroth vor Zorn.

Der König, welcher verlegen war, schien nicht zu verstehen.

—Wie denn, im Gegentheile, diese Liebesgötter sind köstlich, begann Ludwig XV. wieder; Sie halten diese Krone mit einer unvergleichlichen Anmuth. Sehen Sie ihre kleinen Arme, wie sie sich runden; sollte man nicht meinen, daß sie eine Blumenguirlande trügen?

—Das ist ihr wahres Amt, Sire; die Liebesgötter ind nur dazu gut.

—Die Liebesgötter sind zu Allem gut, Herr von Jhauvelin, sagte die Gräfin; ehedem zweifelten Sie nicht)aran; aber in Ihrem Alter erinnert man sich dieser Dinge nicht mehr.

—Ohne Zweifel, und es geziemt den jungen Leu- en meiner Art, sich daran zu erinnern, sagte der Kö- ıig lachend. Kurz, es sei, der Spiegel gefällt Ihnen ıicht?

—Es ist nicht der Spiegel, Sire.

—Aber was denn sonst? wäre es etwa das reizende Besicht, das sich darin spiegelt? Den Teufel! Sie sind chwierig, Marquis.

—Niemand huldigt im Gegentheile der Schönheit)on Madame wahrhafter, als ich.

—Aber, fragte Madame Du Barry unwillig, wenn :s weder der Spiegel noch das Gesicht ist, welches er ;urückwirft, was ist es denn sonst? sagen Sie.

—Es ist die Stelle, welche er einnimmt.

—Nimmt er sich nicht im Gegentheile wundervoll ıuf dieser Toilette aus, welche, wie er, ein Geschenk Sei- ıer Majestät ist?

—Er würde sich anderswo besser befinden.

—Aber wo denn das? denn am Ende langweilen Sie mich mit dieser Miene, die man niemals an Ihnen ;esehen hat.

—Bei der Frau Dauphine, Madame.

—Wie!

—Ja, die Lilienkrone kann nur von der getragen werden, welche Königin von Frankreich gewesen ist, es ist, oder die es werden wird.

Die Augen der Madame Du Barry schleuderten Blitze.

Der König machte ein schreckliches Gesicht.

Dann stand er auf, indem er sagte:

—Sie haben Recht, Marquis von Chauvelin; Ihr Geist ist krank; gehen Sie, um sich in Grosbois auszuruhen, da Sie Sich so unwohl unter uns befinden; gehen Sie, Marquis, gehen Sie.

Herr von Chauvelin machte statt aller Antwort eine tiefe Verbeugung, verließ das Kabinet rückwärts schreitend, wie er es in den großen Gemächern von Versailles gethan hätte, und, indem er streng die Etikette beobachtete, welche verbietet, in Gegenwart des Königs Jemand zu grüßen, verschwand er, ohne die Gräfin nur angeblickt zu haben.

Die Gräfin kaute vor Wuth an ihren Nägeln; der König wollte sie besänftigen.

—Dieser arme Chauvelin wird einen Traum gehabt haben, sagte er, wie ich einen gehabt habe. Wahrlich, alle diese Freigeister unterliegen dem ersten Schlage, wenn der schwarze Engel sie mit seinem Fittiche berührt. Chauvelin ist zehn Jahre jünger, als ich, und ich habe noch die Anmaßung mehr als er werth zu sein.

—O! ja, Sire, Sie sind mehr werth, als alle



Welt Sie sind weit geistreicher als Ihre Minister, und weit jünger als Ihre Kinder.

Der König erheiterte sich bei diesem letzten Komplimente, und bemühte sich, trotz dem Rathe Lamartinières, es zu verdienen.

VII.

Der Mönch, der Erzieher, der Intendant.

Am Morgen nach dem Tage, an welchem der König Herrn von Chauvelin erlaubt hatte, sich auf seine Güter zurückzuziehen, ging die Marquise, die Gattin dieses letztern, mit ihren Kindern und deren Erzieher in dem Parke von Grosbois spazieren.

Eine fromme und edle Frau, in dem Schatten dieser hohen Eichen durch die Verdorbenheit, welche Frankreich seit fünfzig Jahren verzehrte, vergessen, hatte Frau von Chauvelin für sich Gott behalten, der sie segnete, ihre Kinder, welche sie liebten, ihre Vasallen, welche sie verehrten.

Sie gab Gott nur ihre Gebete, ihren Kindern ihre Liebe, ihrem Nächsten Wohlthaten zurück.

Immer mit dem beschäftigt, was ihren Gatten beschäftigte, folgte sie ihm mit den Gedanken auf den stür-

mischen Schauplatz des Hofes, wie die Gattin des Seemannes dem armen, in dem Nebel und in dem Sturme verlorenen Seefahrer mit dem Herzen folgt.

Der Marquis hatte seine Frau zärtlich geliebt. Hofmann und Günstling geworden, hatte er niemals in diesem Spiele, das immer die Könige gegen ihre Günstlinge gewinnen, seinen letzten Satz gewagt: das Glück des häuslichen Lebens, die reine und letzte Flamme, der er aus der Ferne zulächelte. Dieser Seefahrer, von dem wir so eben sprachen, betrachtete diese Familienliebe wie der Schiffbrüchige den Leuchtthurm betrachtet. Er hoffte, nach dem Sturme sich an dem immer warmen, immer heitern Heerde seines Hauses wieder zu erwärmen.

Es war eine Tugend des Herrn von Chauvelin, niemals die Marquise gezwungen zu haben in Versailles zu wohnen.

Die fromme Frau hätte gehorcht; sie hätte sich geopfert.

Aber der Marquis hatte nur ein Mal davon gesprochen.

Bei dem ersten Bedauern, das sich in den Augen seiner Frau schilderte, verzichtete er darauf. Es war nicht, wie die Boshaften es sagten, der Fall, daß Herr von Chauvelin Furcht vor den Ermahnungen seiner Frau hatte; so ausschweifend, so sehr Hofmann er auch war, der vor der Buhlerin oder vor dem Monarchen kroch, so fand er doch Muth genug, seine Frau zu beherrschen und seine Kinder zu erziehen.

Nein, Herr von Chauvelin hatte die Marquise ihren frommen Betrachtungen überlassen.

—Ich gewinne genug Morgen Landes in der Hölle, sagte er, lassen wir diese gute Marquise mir einige Zoll Raum in dem Himmel gewinnen.

Man sah ihn nicht mehr in Grosbois; seine Frau bereitete ihm jährlich ein Fest, wenn er an dem Sanct Andreastage kam.

Das war eine unveränderliche Regel, Herr von Chauvelin umarmte seine Kinder um zwei Uhr, aß mit ihnen in Gesellschaft zu Mittag, stieg um sechs Uhr in die Kutsche, und befand sich bei dem zu Bettgehen des Königs.

Seit vier Jahren hatte er Nichts anderes gethan. In vier Jahren hatte er vier Male seine Lippen auf die Hand der Marquise gedrückt. Am Neujahrstage kamen seine Söhne mit ihrem Erzieher, ihn in Versailles zu besuchen.

Herr von Chauvelin verließ sich in Bezug der Sorge, seine Kinder zu erziehen, auf seine Gattin. Der Abbé B . . . ., ein junger und gelehrter Mann, der die Weihe noch nicht erhalten hatte, den man aber doch aus Artigkeit Abbé nannte, unterstützte voll Eifer die Bemühungen der Marquise, und widmete diesen jungen, von ihrem Vater verlassenen Kindern seine ganze Zeit wie sein ganzes Herz.

Das Leben war angenehm in Grosbois. Die Marquise theilte ihre Zeit zwischen der, einem alten Intendanten Namens Bonbonne, anvertrauten Verwaltung ih=

res Vermögens, zwischen den Uebungen einer strengen Frömmigkeit, deren Regungen ein geschickter Beichtvater, der Pater Delar, ein Camaldulenser Mönch, leitete, und der Erziehung der beiden Kinder, welche verhießen, einen durch wichtige, dem Staate erwiesene Dienste berühmt gewordenen Namen auf eine würdige Weise zu tragen.

Zuweilen kam ein dem Marquis in seinen Stunden des Ueberdrusses entschlüpfter Brief, die Familie zu trösten, und in dem Herzen der Marquise eine Zärtlichkeit wieder anzufachen, welche sie sich oft vorwarf nicht gänzlich Gott zu widmen.

Frau von Chauvelin liebte ihren Gatten noch, und wenn sie den ganzen Tag gebetet hatte, so machte der Pater Delar, ihr Beichtvater, ihr bemerklich, daß sie nur von ihrem geliebten Gatten zu Gott gesprochen hätte.

Die Marquise war so weit gekommen, ihren Gatten nicht mehr auf der Erde zu erwarten noch zu hoffen. Das gute und fromme Wesen schmeichelte sich, sich genug um Gott verdient zu machen, um Herrn von Chauvelin an dem Orte der ewigen Freuden wiederzufinden.

Der Camaldulenser Mönch schmollte mit Herrn Bonbonne, und Herr Bonbonne mit dem Abbé B . . . ., wenn die Kinder traurig oder mit einer auferlegten Buße ihren Vater zu bedauern schienen, den sie indessen so wenig kannten.

— Man muß gestehen, sagte der Mönch zu seinem Beichtkinde, daß dieses Leben Herrn von Chauvelin in die Verdammniß stürzen wird.

— Man muß gestehen, sagte der alte Intendant, daß dieses Leben das Haus zu Grunde richten wird.

— Gestehen wir, sagte der Erzieher, daß diese Kinder niemals Ruhm erlangen werden, da sie keinen Wetteifer gehabt haben.

Und die engelgleiche Marquise lächelte allen dreien zu, indem sie dem Mönche antwortete, daß Herr von Chauvelin sich zu rechter Zeit loskaufen würde; dem Intendanten, daß die in Grosbois gemachten Ersparnisse die Schwäche der so oft in Paris angegriffenen Kasse erleichtern würden; dem Erzieher, daß die Kinder von gutem Blute wären, und daß gutes Blut unfähig sei zu trügen.

Und während dieser ganzen Zeit wuchsen in Grosbois die hundertjährigen Eichen und die schmächtigen Kinder heran, indem die einen wie die andern ihren Saft und ihr Leben aus dem fruchtbaren Schooße Gottes schöpften.

Ein unglücklicher Tag kam herbei; an diesem Tage wurden die Blumen des Parkes, die Früchte des Gartens, das Wasser des Teiches und die Steine des Gebäudes welk, bitter und traurig. Es war ein Tag der Bestürzung in dieser Familie. Der Intendant Bonbonne überreichte der Marquise entsetzliche Rechnungen und prophezeite ihr den Ruin für ihre Kinder, wenn Herr von Chauvelin sich nicht beeilte, wieder Ordnung in seine Angelegenheiten zu bringen.

— Madame, sagte er nach dem Frühstücke, erlauben Sie mir, Ihnen zwanzig Worte zu sagen.

—Thun Sie es, mein lieber Bonbonne, erwiderte die Marquise.

—Erinnern Sie Sich, Madame, unterbrach sie der Pater Delar, daß ich Sie in der Kapelle erwarte.

—Und ich habe die Ehre, die Frau Marquise daran zu erinnern, sagte der Abbé V . . . ., daß wir für heute eine Prüfung in der Mathematik und in der Grammatik festgesetzt haben, ohne welche diese beiden Herren nicht mehr arbeiten wollen.

Diese beiden Herren von Chauvelins begannen sich gegen das Lateinische und die Wissenschaft unter dem Vorwande aufzulehnen, daß es ihrem Vater gleichgiltig wäre, ob sie Gelehrte würden oder nicht.

Die Marquise begann damit, den Arm des Mönches Delar zu nehmen.

—Mein Vater, sagte sie, ich will mit Ihnen anfangen; meine Beichte wird, Gott sei Dank! kurz sein. Hier ist sie: ich bin gestern während des Gottesdienstes zerstreut gewesen.

—Aus welcher Veranlassung, meine Tochter?

—Weil ich einen Brief von Herrn von Chauvelin erwarte, und er nicht gekommen ist.

—Seien Sie absolvirt, wenn das Alles ist, meine Tochter.

—Das ist Alles, antwortete die Marquise mit dem Lächeln eines Seraphims.

Der Mönch entfernte sich.

—Zu Ihnen, Herr Abbé, die Prüfung würde lange dauern, würde verdrießlich sein. Wenn die Kinder sich be-

klagen, so können sie ihre Aufgabe nicht. Wenn Sie dieselbe nicht können, und Sie es mir bewiesen, so wäre ich gezwungen, Sie zu schelten oder sie zu bestrafen. Schonen Sie sie, schonen Sie uns, und verlegen wir die Prüfung auf den Tag, an welchem sie befriedigend für Alle sein wird.

Der Abbé gab zu, daß die Frau Marquise Recht hätte. Er verschwand wie der Mönch, den man bereits in dem trüben Hintergrunde der grünen Hallen sich verlieren sah.

—Jetzt zu Ihnen, Bonbonne, sagte die Marquise, Sie sind noch übrig. Werde ich mit Ihrer mürrischen Miene, mit Ihren tiefen Seufzern eben so leicht fertig werden?

—Ich zweifle daran.

—Ah! sehen wir.

—Das ist leicht; meine Rechnungen sind in Wahrheit entsetzlich.

—Erschrecken Sie mich; es ist Ihnen noch nicht gelungen, meiner Privatkasse Furcht zu machen.

—Diesen Monat wird Ihre Kasse Furcht haben, Madame, mehr als Furcht, sie wird daran sterben.

—Sehen Sie doch; haben Sie auch mit mir gerechnet? erwiderte die Marquise, indem sie zu scherzen versuchte.

—Ob ich mit Ihnen gerechnet habe, ich glaube es wohl, das ist keine große Schwierigkeit!

—Ich habe niemals mit Jemand darüber gesprochen, Bonbonne.

— Es wäre besser. Aber ich habe das nicht nöthig, um zu wissen . . .

— Zu wissen, was?

— Die Summe Ihrer Ersparnisse.

— Nennen Sie sie einmal! rief die Marquise erröthend aus.

— Wenn dem so ist, so will ich den geraden Weg einschlagen; Sie besitzen ungefähr fünf und zwanzig Tausend und fünf Hundert Thaler.

— O! Bonbonne, unterbrach ihn die Marquise verdrießlich, wie als ob der Intendant ein schmerzliches Geheimniß erforscht hätte.

— Ich hoffe, daß die Frau Marquise mich nicht beargwöhnt, in ihre Kasse geblickt zu haben.

— Dann! wie? . . .

— Wie viel haben Sie jährlich für Ihren Haushalt? Nicht wahr, zehn Tausend Thaler?

— Ja.

— Wie viel geben Sie aus? nicht wahr, acht Tausend Thaler.

— Ja.

— Sind es jetzt nicht zehn Jahre her, daß Sie Schätze sammeln, da Herr von Chauvelin jetzt zehn Jahre am Hofe lebt?

— Ja.

— Nun denn! Madame, mit den zum Kapitale geschlagenen Zinsen haben Sie fünf und zwanzig Tausend Thaler, Sie müssen sie haben.

— Bonbonne!

—Ich habe errathen! . . . . . nun aber werden Sie, wenn Sie dieselben haben, sie Herrn von Chauvelin bei seiner ersten Forderung geben. Und wenn Sie dieselben geben, so wird für den Fall, wo der Herr Marquis plötzlich sterben sollte, Ihren Kindern Nichts übrig bleiben.

—Bonbonne!

—Sprechen wir offenherzig! Ihr Vermögen ist verpfändet; das des Herrn von Chauvelin schuldet sieben Mal Hundert Tausend Livres.

—Er besitzt deren sechszehn Mal Hundert Tausend.

—Es mag sein. Aber der Ueberschuß der sieben Mal Hundert Tausend wird nicht einmal die Gläubiger befriedigen.

—Sie erschrecken mich!

—Ich versuche es.

—Was thun?

—Herrn von Chauvelin, der zu viel ausgibt, bitten, sich auf der Stelle zu Gunsten Ihrer Kinder der neun Mal Hundert Tausend Livres zu entäußern, welche übrig sind; ihn bitten, sie Ihnen als Wittthum auszusetzen, oder Sie Ihnen durch ein Testament zurückzuerstatten . . .

—Ein Testament! gütiger Gott!

—Da sind Sie mit Ihren Bedenklichkeiten! stirbt etwa ein Mann deshalb, weil er ein Testament gemacht hat?

—Herrn von Chauvelin von einem Testamente sprechen!

—Das ist es! Die Furcht, den Herrn Marquis in seiner Freude, in seiner Verdauung, in seiner Gunst durch

das garstige Wort: „die Zukunft" zu stören, — ein Wort, das in glücklichen Tagen immer wie das Wort „Tod" klingt. — Ah! wenn Sie das fürchten, nun denn, so werden Sie Ihre Kinder zu Grunde richten, und die Ohren des Herrn Marquis geschont haben.

—Bonbonne!

—Ich bin eine Zahl, welche spricht, lesen Sie meine Rechnungen.

—Das ist gräßlich.

—Es wäre noch weit gräßlicher, das abzuwarten, was ich Ihnen voraus sage. Versehen Sie den Dienst eines weisen Rathes; steigen Sie in die Kutsche und eilen Sie zu dem Herrn Marquis.

—Nach Paris?

—Nein, nach Versailles.

—Ich! in diese Gesellschaft, welche mein Gatte sieht? Niemals! . . .

—Dann schreiben Sie ihm.

—Wird er nur meinen Brief lesen? Ach! wenn ich ihm schreibe, um ihm Glück zu wünschen, so liest er nicht einmal das, was ich schreibe; wie wird dem sein, wenn ich die Feder des Geschäftmannes ergreife?

—Dann möge ein Freund den Schritt thun; ich, zum Beispiele.

—Sie?

—O! wollen Sie sagen, daß er mich nicht anhören würde? doch, Madame, er wird mich anhören.

—Sie werden ihn krank machen, Bonbonne.

—Sein Arzt wird ihn heilen.

— Sie werden ihn in Zorn versetzen, und der Zorn wird ihn tödten.

— Nicht doch; ich halte zu sehr darauf, daß er lebt. Wenn ich ihn tödtete, so geschähe es, nachdem ich ihn ein Testament hätte schreiben lassen.

Und der rechtschaffene Mann begann in ein Gelächter auszubrechen, das der Marquise weh that.

— Wenn Sie so sprechen, Bonbonne, flüsterte sie, so werden Sie mich tödten.

Bonbonne ergriff sie ehrerbietig bei der Hand.

— Verzeihung, sagte er, ich habe mich vergessen, Frau Marquise, befehlen Sie, daß man anspannt, ich fahre nach Versailles.

— Ah! Gott sei gelobt! Sie werden meine Rechnungsbücher mitnehmen, und . . . sehen Sie.

— Was gibt es?

— Ist etwa mein Wunsch bereits verstanden worden?

— Wie?

— Sie haben von meiner Kutsche gesprochen?

— Ja.

— Da ist sie in der Allee Du Mail.

— Ah!

— Die Livrée des Hauses.

— Es sind die dunkelgrauen Pferde des Herrn Marquis.

— Madame! Madame! rief der Abbé B . . . . aus.

— Madame! Madame! rief der Pater Delar aus.

— Madame! Madame! riefen zwanzig Stimmen in den Gärten, den Dienstwohnungen und dem Parke.

—Mama, Mama, riefen die Kinder.

—Der Herr Marquis! o! wäre es wahr? murmelte die Marquise, er, in Grosbois, an diesem Tage!

—Guten Tag, Madame, sagte von weitem der Marquis, dessen Kutsche gehalten hatte, und der unter eifrigen Geberden ausstieg.

—Er selbst, gesund an Körper und munter an Geist, ich danke Dir, mein Gott!

—Ich danke Dir, mein Gott! wiederholten die zwanzig Stimmen, welche den Herrn und den Vater gemeldet hatten.

VIII.

Spielerschwur.

Es war wirklich der Marquis selbst; er umarmte die beiden Kinder zärtlich, welche einen Freudenschrei ausgestoßen hatten, und drückte auf die Hand der erstaunten Marquise einen Kuß, der vom Herzen kam.

—Sie, mein Herr! Sie! sagte sie, indem sie sich seines Armes bemächtigte.

—Ich! . . . Aber diese Kinder spielten oder arbeiteten; ich will das Studium nicht unterbrechen, noch weniger das Spiel.

—Ah! mein Herr, für die kurze Zeit, welche sie haben Sie zu sehen, lassen Sie ihnen die Freude Ihrer theuren Gegenwart unverkürzt.

—Gott sei Dank, Madame, Sie werden mich lange sehen.

—Lange? bis morgen Abend, ist es wahr, daß Sie erst morgen Abend wieder abreisen werden?

—Noch länger, Madame.

—Sie werden zwei Nächte in Grosbois schlafen?

—Zwei Nächte, vier Nächte, immer.

—Ah! mein Herr, was hat sich denn zugetragen? rief die Marquise hastig aus, ohne zu bemerken, daß ein solches Erstaunen für Herrn von Chauvelin Vorwürfe über seine frühere Lebensweise enthalten konnte.

Der Marquis runzelte einen Augenblick lang die Stirn, dann fragte er plötzlich lächelnd:

—Haben Sie nicht etwa Gott ein Wenig gebeten, mich in meine Familie zurückzuführen?

—O! mein Herr, immer!

—Nun denn! Madame, Ihr Gebet ist erhöret worden; es hat mir geschienen, daß mich eine Stimme riefe; ich habe dieser Stimme gehorcht.

—Und Sie verlassen den Hof?

—Ich komme, mich in Grosbois niederzulassen, unterbrach sie der Marquis, indem er einen Seufzer unterdrückte.

—Diese theuren Kinder, ich, alle Vasallen, welches Glück! Ach! mein Herr, erlauben Sie mir, daran zu glauben, lassen Sie mir diese Glückseligkeit.

—Madame, Ihre Zufriedenheit ist ein Balsam, der alle meine Wunden heilt. Aber sagen Sie mir, ist es Ihnen gefällig, daß wir ein Wenig über häusliche Angelegenheiten sprechen?

—Thun Sie es, thun Sie es, sagte die Marquise, indem sie ihm die Hände drückte.

—Ich meine, dort an dem Pfahle des Halbmondes

sehr schlechte Pferde gesehen zu haben; sind es die Ihrigen?

—Es sind die meinigen, mein Herr.

—Alte Thiere!

—Es sind die Pferde, mein Herr, welche Sie mir bei der Geburt Ihres Sohnes geschenkt haben.

—Sie waren vier und ein halbes Jahr alt; es ist neun Jahre her, das sind vierzehnjährige Thiere; pfui ... für Sie, Marquise, solches Gespann!

—Ah! mein Herr, wenn ich in die Messe fahre, so finden sie noch Kräfte durchzugehen.

—Wie mir scheint, habe ich deren drei gesehen.

—Ich habe das vierte, welches das feurigste ist, meinem Sohne zu seinen Stunden gegeben.

—Reitstunden für meinen Sohn auf einem Kutschpferde! Marquise, Marquise, welchen Reiter werden Sie da machen!

Die Marquise schlug die Augen nieder.

—Und dann, Sie fahren nicht mehr mit vier Pferden? wie ich glaube, haben Sie acht und zwei Reitpferde.

—Ja, mein Herr, da aber seit Ihrer Abwesenheit weder Jagden noch Spazierfahrten mehr stattfinden, so habe ich gedacht, daß eine Ersparniß von vier Pferden, zwei Stallknechten und einem Geschirr mir zum Mindesten jährlich sechs Tausend Livres einbringen würde.

—Marquise, sechs Tausend Livres, murmelte Herr Chauvelin unzufrieden.

—Das ist die Nahrung und der Unterhalt von zwölf Familien, erwiderte sie.

Er ergriff sie bei der Hand.

—Immer gütig, immer vollkommen! Was Sie auf Erden thun, flößt Ihnen Gott immer von der Höhe des Himmels ein. Aber die Marquise von Chauvelin darf keine Ersparnisse machen.

Sie erhob den Kopf.

—Sie wollen sagen, daß ich viel ausgebe, äußerte er; ja, ich gebe viel Geld aus, und Ihnen fehlt es.

—Das sage ich nicht, mein Herr.

—Marquise, es muß die Wahrheit sein. Edel und großmüthig, wie Sie sind, hätten Sie ohne Noth keine in meinen Diensten stehenden Leute verabschiedet. Ein verabschiedeter Stallknecht ist ein Armer mehr. Es hat Ihnen an Geld gefehlt; ich werde mit Bonbonne darüber sprechen; aber von jetzt an wird es Ihnen nicht mehr fehlen; das, was ich am Hofe ausgab, werde ich in Grosbois ausgeben; statt zwölf Familien zu ernähren, werden Sie deren zwei Hundert ernähren.

—Mein Herr . . .

—Und, Gott sei Dank! ich hoffe, daß noch Futter für zwölf gute Pferde übrig bleiben wird, die ich habe, und die von morgen an ihre Ställe beziehen werden. Haben Sie nicht voriges Jahr davon gesprochen, das Schloß ausbessern zu lassen?

—Die Empfangszimmer hätten nöthig, neu meublirt zu werden.

—Mein ganzes Mobiliar von Paris wird diese Woche ankommen. Ich werde wöchentlich zwei Male Mittagessen geben . . . man wird auf die Jagd gehen.

—Sie wissen, mein Herr, daß ich die große Welt ein Wenig fürchte, sagte die Marquise, erschreckt, alle diese lärmenden Freunde von Versailles wieder zu sehen, welche sie als die Todsünden ihres Gatten betrachtete.

—Sie werden die Einladungen selbst machen, Marquise. Jetzt wird Bonbonne Ihnen die Bücher geben; Sie werden die Gefälligkeit haben, die Ausgaben von Paris und die von Grosbois in eine zu verschmelzen.

Ausgelassen vor Freude, versuchte die Marquise zu antworten und vermogte es nicht. Sie ergriff die Hände des Herrn von Chauvelin, küßte sie, erforschte ihn mit gerührten Augen bis auf den Grund der Seele, und er ließ sich durch diese warme Atmosphäre der reinen Liebe einschläfern, welche Alles durchdringt, was sie berührt, und Leben und Wohlsein bis in die kältesten Extremitäten verbreitet.

—Denken wir an die Kinder, sagte er; wie erziehen Sie dieselben?

—Sehr gut; der Abbé ist ein Mann von Geist, er hat Gründlichkeit in seinen Ansichten. Wollen Sie, daß ich ihn Ihnen vorstelle?

—Stellen Sie mir das ganze Haus vor, ja, Marquise.

Die Marquise gab einen Wink, und man sah unter der dunkeln Allee, unter welche er die Kinder begleitet hatte, den jungen Erzieher herbeikommen, dessen Hände auf den Schultern seiner Zöglinge ruhten.

Es lag in dem Gange, in dem sanften Schaukeln

dieser jungen Eiche zwischen den beiden Schilfstengeln Etwas lieblich väterliches, das dem Marquis sehr gefiel.

Herr Abbé, sagte die Marquise, erfahren Sie eine angenehme Nachricht. Der Herr Marquis, unser Herr, will sich unter uns niederlassen.

— Gott sei gelobt! antwortete der Abbé; aber ach! gnädiger Herr, wäre der König etwa gestorben?

— Nein, dem Himmel sei Dank, aber ich habe dem Hofe und der Welt Lebewohl gesagt. Ich bleibe hier bei meinen Kindern. Ich langweile mich, nur durch den Witz, durch den Ehrgeiz zu leben; ich will es ein Wenig mit dem Herzen versuchen; ich bin jetzt bei Ihnen; um einen Anfang zu machen, Herr Abbé, sind Sie mit Ihren Zöglingen zufrieden?

— So zufrieden, als es möglich ist, es zu sein, Herr Marquis.

— Um so besser. Machen Sie Christen aus ihnen, wie ihre Mutter; rechtschaffene Leute, wie ihr Großvater, und . . .

— Männer von Geist, von Verdienst und von Talent, wie ihr Vater, sagte der Abbé; ich hoffe Alles das zu erreichen.

— Dann sind Sie ein kostbarer Mann, Abbé. — Und Du, mein alter Bonbonne, bist Du immer noch mürrisch? Als ich ihr Alter hatte, wolltest Du mich bereits in die Geschäfte einweihen. Ich hätte Dir folgen sollen, dann würde ich jetzt Deines Rathes nicht so sehr bedürfen.

Die Kinder hatten mit der ganzen sorglosen Heiterkeit ihres Alters auf dem Grase wieder zu tanzen begonnen;

ihr Vater folgte ihnen mit gerührtem Auge und flüsterte nach einem Augenblicke des Schweigens:

— Theure Kinder, ich werde Euch nicht mehr verlassen.

— Mögten Sie die Wahrheit sagen, Herr Marquis, antwortete hinter ihm eine ernste und wohlklingende Stimme.

Herr von Chauvelin wandte sich um, und befand sich einem Mönche in weißem Gewande, mit strengem und ruhigem Gesichte gegenüber, der ihn nach der Weise der Geistlichen grüßte.

— Wer ist dieser fromme Pater? fragte er die Marquise.

— Der Pater Delar, mein Beichtvater.

— Ah! Ihr Beichtvater, wiederholte er, indem er leicht erbleichte. Dann fügte er leise hinzu: ich bedarf in der That eines Beichtvaters, und der Herr ist willkommen.

Gewandt und an die Manieren der Großen gewöhnt, hütete sich der Mönch wohl, diese Aeußerung aufzunehmen; aber er trug sie in sein Gedächtniß ein. Seit einigen Tagen von dem Intendanten benachrichtigt, beschloß er die Unterhandlung zu übernehmen, und eine so günstige Gelegenheit, die Angelegenheiten Gottes, die der Marquise und vielleicht die seinigen zu betreiben, nicht vorübergehen zu lassen.

— Dürfte ich es wagen, mich bei Ihnen nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, Herr Marquis? fragte der Mönch.

—Wozu das, mein Vater?

— Es hat sich das Gerücht verbreitet, daß Ludwig XV. bald Gott von seiner Regierung Rechenschaft ablegen würde. Diese Gerüchte sind gewöhnlich nur die Vorboten der Vorsehung. Seine Majestät wird nicht lange mehr leben, glauben Sie mir.

—Das ist Ihre Meinung, mein Vater? fragte Herr von Chauvelin immer trauriger.

—Es wäre daher zu wünschen, daß er alle seine Aergernisse wieder gut machte, daß er Buße thäte . . .

—Mein Herr, erwiderte Herr von Chauvelin empfindlich, die Beichtväter müssen in Ruhe abwarten, daß man sie rufen läßt.

—Der Tod wartet nicht, mein Herr, und ich erwarte seit langer Zeit ein Wort von Ihnen, und es kömmt nicht.

—Von mir? O! meine Beichte wird lang sein, aber sie ist noch nicht reif.

—Die Beichte liegt ganz in der Reue, in dem Bedauern, gesündigt zu haben, und die größte von allen Sünden ist, wie ich Ihnen so eben gesagt habe, das Aergerniß.

—O! das Aergerniß, Jedermann trägt dazu bei. Es gibt nicht Einen unter uns, der nicht Stoff zur Verleumdung liefert. Der Himmel gedenkt nicht, uns für die Bosheit Anderer zu bestrafen.

—Der Himmel bestraft den Ungehorsam gegen seine Gesetze, der Himmel bestraft die Unbußfertigkeit; er sendet

uns Warnungen; wenn wir sie vernachlässigen, so vermag uns Nichts mehr zu retten.

Herr von Chauvelin antwortete nicht und begann zu überlegen. Als die Marquise das Gespräch angeknüpft sah, entfernte sie sich bescheidener Weise, indem sie Gott von ganzer Seele bat, daß es seine Früchte tragen mögte. Nach einem langen Momente des Schweigens, während dessen ihn der Mönch beobachtete, wandte sich Herr von Chauvelin plötzlich nach ihm um.

—Ja, mein Vater, sagte er, Sie haben Recht, ich bereue es, zu lange jung gewesen zu sein, und ich will Ihnen beichten, denn, ich fühle es, ich fühle es, der Tod ist nahe.

—Der Tod! Sie glauben es, und Sie treffen keine Verfügungen in Bezug auf Ihre Seele, auf Ihr Vermögen. Sie fürchten zu sterben, und Sie denken nicht an das, in der Lage, in welche Sie Ihre Erben gebracht haben, unerläßliche Testament . . . Verzeihung, Herr Marquis, mein Eifer und meine Ergebenheit für Ihr erlauchtes Haus reißen mich vielleicht zu weit fort.

—Nein, Sie haben nochmals Recht, mein Vater; beruhigen Sie sich indessen, dieses Testament ist gemacht, ich habe es nur noch zu unterzeichnen.

—Sie fürchten zu sterben, und Sie befinden Sich nicht in dem Zustand, vor Gott zu erscheinen.

—Möge er mir Barmherzigkeit widerfahren lassen! Ich bin in der christlichen Religion geboren, und ich will als Christ sterben. Kommen Sie morgen, ich bitte Sie,

wir werden diese Unterhaltung fortsetzen, welche mir die Ruhe der Seele wiedergeben wird.

—Morgen? warum morgen? der Tod weicht weder zurück, noch bleibt er stehen.

—Ich habe nöthig, mich zu sammeln. Ich kann nicht so schnell das Leben vergessen, das ich geführt habe; ich bedaure es vielleicht; ich danke Ihnen für Ihren Rath, mein Vater, er wird seine Früchte tragen.

—Gott gebe es! aber Sie kennen den Grundsatz der Weisen: — Verschiebe niemals auf Morgen das, was Du heute thun kannst.

—Ich bin Ihnen bereits Dank schuldig; ich war niedergeschlagen, Sie haben mich wieder aufgerichtet, man kann nicht Alles auf ein Mal thun, mein Vater.

—O! Herr Marquis, erwiderte der Mönch, indem er sich verneigte, es bedarf nur einer Minute, um aus einem Schuldigen einen Büßenden, aus einem Verdammten einen Auserwählten zu machen; wenn Sie wollten . . .

—Es ist gut, es ist gut, mein Vater, morgen. Da läutet die Glocke zum Mittagessen.

Er verabschiedete ihn mit einer Geberde und vertiefte sich in eine Allee. Der Erzieher näherte sich dem Pater Delar.

—Was hat denn der Marquis? ich erkenne ihn nicht mehr; er, der gewöhnlich so heiter ist, ist voll Bangigkeit, traurig, verstört.

—Er hat die Ahnung seines bevorstehenden Endes, und er denkt daran, Buße zu thun; das ist eine herrliche

Bekehrung, die meinem Kloster viel Ehre machen wird. O! wenn der König . . .

—Ah! ah! wie es scheint, mein Vater, kömmt der Appetit im Essen; indessen fürchte ich, daß Ihre Wünsche in dieser Beziehung vergebens bleiben. Seine Majestät ist schwer zu überreden, und außerdem hat sie ihre Bekehrer; man spricht von Seiner Gnaden, dem Bischofe von Senez, wie von einem gewaltigen Streiter.

—O! der König ist nicht so ungläubig, als Sie es behaupten; erinnern Sie Sich doch der Krankheit von Metz und der Verweisung der Frau von Chateauroux.

—Ja, aber damals war Ludwig XV. jung und es handelte sich nicht darum, Jeanne Vaubernier zu vertreiben, zwei Rücksichten, welche die Lage gewaltig ändern. Am Ende haben sie Zeit, darüber nachzudenken, mein lieber Herr Delar; einstweilen, da zum Mittagessen geläutet ist, handelt es sich darum, den Herrn Marquis nicht warten zu lassen. Gott behüte! er ißt nicht so oft mit uns!

Das Mittagessen, zu welchem der Peter Delar und der Abbé B . . . . zur rechten Zeit kamen, hatte in der That den Vater, die Mutter und die Kinder vereinigt. Niemals hatte die Marquise so heiter geschienen; niemals hatte sie so viel Sorgfalt entfaltet, um die Ehren ihrer Tafel zu machen.

Der Koch hatte sich übertroffen. Die schönen Fische des Weihers, das feine Geflügel des Hühnerhofes, die schmackhaftesten Früchte des Treibhauses und der Spaliere erinnerten den Marquis daran, wie gut das Haus bestellt

wäre, wenn es sich darum handelte, in ihm einen geliebten Herrn zu bewirthen.

Man sah die Bedienten, ganz stolz über den glänzenden Dienst, den sie wieder antreten sollten, sich in ihren neuesten Livréen brüsten und in den Augen des Herrn den geringsten Wunsch belauern, um ihn zu befriedigen, den kleinsten Verdruß, um ihm zuvorzukommen.

Aber der Marquis verlor sehr bald diesen guten Appetit, dessen er sich bei seiner Ankunft gerühmt hatte; die Tafel schien ihm öde; das Schweigen voll Ehrerbietung und Freude schien ihm ein trauriges Schweigen. Allmählig erfüllte Traurigkeit sein Herz und sein Gesicht; er ließ seine Hand träg neben den noch vollen Teller sinken und vergaß das Glas, in welchem der Wein von Ai in Diamanten und der dreißig Jahre alte Burgunder in Rubinen funkelten.

Von der Traurigkeit kam der Marquis zur Niedergeschlagenheit; Jedermann folgte voll Schrecken diesen schmerzlichen Fortschritten seiner Gedanken.

Plötzlich entschlüpfte eine Thräne seinen Augen; sie entriß der Marquise einen Seufzer. Er wurde es nicht gewahr.

— Ich habe überlegt, sagte er plötzlich zu seiner Frau, ich will, nicht in Boissy-Saint-Léger, wie mein Vater und meine Mutter, sondern in Paris in der Karmeliterkirche des Platzes Maubert bei meinen Vorfahren begraben sein.

— Warum diese Betrachtung, mein Herr? wie ich

meine, haben wir Zeit, daran zu denken, sagte die Marquise vor Schmerz beklommen.

— Wer weiß? Man rufe Bonbonne, man sage ihm, mich in meinem großen Kabinette zu erwarten. Ich will eine Stunde lang mit ihm arbeiten. Der Pater Delar hat mir die Nothwendigkeit davon bewiesen. Sie haben da einen vortrefflichen Beichtvater, Madame.

— Ich freue mich, daß er Ihnen gefällt, mein Herr, Sie können sich mit allem Vertrauen an ihn wenden.

— Ich werde es daher auch thun und das morgen. Sie erlauben, Madame, daß ich in mein Zimmer hinaufgehe.

Die Marquise erhob die Augen gen Himmel und dankte ihm mit einem stillen Gebete; sie folgte ihrem Gatten mit dem Blicke, als er mit Bonbonne den Saal verließ, und indem sie sich an ihre Söhne wandte, sagte sie zu ihnen:

— Heute Abend, meine Kinder, bittet Gott Eurem Vater das Verlangen einzuflößen gänzlich bei uns zu bleiben; daß er ihn in der Stimmung erhalten möge, in welcher er sich jetzt befindet, und daß er ihm die Gnade erzeige, sie in Ausübung zu bringen.

Sobald er sich in seinem Kabinette befand, sagte der Marquis:

— Geschwind, mein alter Bonbonne, arbeiten wir, arbeiten wir.

Und er schüttelte mit einem fieberhaften Eifer alle die Papiere, indem er sie zu ordnen oder sie zu erkennen suchte.

—Ruhig, ruhig, sagte der Greis; da wir auf so gutem Wege sind, mein theurer Herr, gehen wir nicht zu rasch; Sie wissen, daß wenn man zu sehr eilt, man seine Zeit verliert.

—Die Zeit drängt, Bonbonne. Ich sage Dir, daß die Zeit drängt.

—Sehen Sie doch!

—Ich sage Dir, daß der, dem Gott die Freude sendet, sich für die letzte Reise vorzubereiten, niemals rasch genug daran zu arbeiten vermag. Geschwind, Bonbonne, laß uns arbeiten.

—Wenn Sie es bei dieser Hitze so treiben, mein Herr, so werden Sie ein Seitenstechen, oder einen Andrang des Blutes, oder ein tüchtiges Fieber bekommen, und auf diese Weise wird es Ihnen gelungen sein, daß Ihr Testament zu gelegener Zeit gemacht ist.

— Keine Frist mehr. Wo sind die Rechnungen des Guthabens?

—Hier sind sie.

—Und die der Ausgabe?

—Hier sind sie.

—Sechszehn Mal Hundert Tausend Livres Deficit? den Teufel!

—Zwei Jahre der Sparsamkeit werden die Lücke ausfüllen.

—Ich habe keine zwei Jahre Ersparnisse zu machen.

—O! Sie werden mich wahnsinnig machen! Wie, eine solche Gesundheit?

—Sagtest Du mir nicht, daß der Notar einen Te-

stamentsentwurf gemacht hätte, welcher in der Beziehung sehr geschickt wäre, daß er meinen Söhnen bei ihrer Volljährigkeit das ganze Vermögen sicherte?

—Ja, gnädiger Herr, wenn Sie nur während sechs Jahren den vierten Theil des Einkommens der Güter abtreten.

—Sehen wir diesen Entwurf.

—Hier ist er.

—Ich bin ein wenig kurzsichtig. Willst Du selbst lesen?

Bonbonne begann jeden der Artikel zu lesen, der Marquis bezeugte von Zeit zu Zeit eine große Zufriedenheit.

—Der Entwurf ist gut, sagte er endlich, um so mehr, als er der Frau von Chauvelin jährlich drei Mal Hundert Tausend Livres läßt, das Doppelte von dem, was sie jetzt hat.

—Sie genehmigen ihn also?

—In allen Punkten.

—Ich kann diesen Akt also abschreiben?

—Schreibe ihn ab.

—Und dann müssen Sie ihm durch eine Anerkennung von Ihrer Hand und mit Ihrer Unterschrift Gültigkeit geben.

—Mach' geschwind, Bonbonne, mach' geschwind!

—Jetzt sind Sie nicht einmal mehr billig. Ich habe eine halbe Stunde damit zugebracht, Ihnen diesen Akt vorzulesen, ich bedarf zum mindesten einer Stunde, um ihn wieder abzuschreiben.

— Ach! wenn Du wüßtest, welche Eile ich habe! Ah, diktire mir, ich will Alles mit meiner Hand schreiben.

— Nicht doch, gnädiger Herr, nicht doch, Sie haben bereits ganz rothe Augen, wenn Sie eine halbe Viertelstunde so fortführen, so würden Sie das Fieber nach dem Kopfweh haben, das sie befallen wird.

— Was während dieser Stunde thun, welche Dir nothwendig scheint?

— Spazieren gehen, die gute Luft des Rasens mit der Frau Marquise genießen, und dann werde ich meine Federn schneiden, und das Papier mag sich in Acht nehmen; ich stehe Ihnen dafür, daß ich für mich allein mehr davon vollschreiben werde, als drei Advokatenschreiber mit einander.

Der Marquis gehorchte mit einer Art von Widerstreben; er fühlte sich indessen schwerfällig und aufgeregt.

— Sein Sie doch ruhig, sagte Bonbonne zu ihm; fürchten Sie sich etwa, nicht mehr Zeit zu haben zu unterzeichnen? Eine Stunde, sage ich Ihnen; was der Henker! Herr Marquis, Sie werden wohl noch einundsechzig Minuten leben.

— Du hast Recht, erwiderte der Marquis, und er ging hinab; die Marquise erwartete ihn.

Als sie ihn ruhiger und heiterer sah, sagte sie:

— Nun denn! Haben Sie gut gearbeitet, mein Herr?

— O! ja, Marquise, ja, und gute Arbeit, mit der Sie und Ihre Söhne hoffentlich zufrieden sein werden.

— Um so besser! Ihren Arm, lassen Sie uns spa-

zieren gehen; die Treibhäuser sind offen, wollen Sie, daß wir sie besuchen?

—Alles, was Ihnen gefällig ist, Marquise, Alles.

—Und Sie werden nach diesem Spaziergang gut schlafen. Wenn Sie wüßten, wie vergnügt Ihre Kammerdiener sind, seitdem sie Ihr großes Bett überzogen haben.

—Marquise, ich werde schlafen, wie mir das seit zehn Jahren nicht begegnet ist; bei dem bloßen Gedanken daran erbebe ich vor Behagen.

—Sie glauben, nicht wahr, daß Sie sich nicht zu sehr bei uns langweilen werden?

—Nein, Marquise, nein.

—Und daß Sie sich an unsere Landbewohner gewöhnen werden?

—Ja, ohne Mühe. Und wenn der König, den ich bereue vielleicht ein wenig barsch behandelt zu haben, wenn der König mich vergißt, so thut er wohl daran.

—Der König? ach! mein Herr, sagte die Marquise zärtlicher Weise, Sie haben geseufzt, als Sie von Seiner Majestät sprachen.

—Ich liebe den König! Marquise, aber glauben Sie nur . . . .

Er sprach nicht aus. Ein Peitschenknall und die Schellen eines Pferdes unterbrachen ihn.

—Was ist das? sagte er.

—Ein Courier, dem man die Thore öffnet, antwortete die Marquise; ist er etwa von Ihnen?

—Nein; das ist sonderbar.

— Ein Courier, den Jedermann grüßt, den man in den Garten treten läßt, kann nur von Seiten . . .

— Von Seiten des Königs kommen! flüsterte die Marquise, indem sie erbleichte.

— Von dem Könige! rief der Courier mit lauter Stimme aus.

— Von dem Könige!

Und Herr von Chauvelin eilte diesem Courier entgegen, welcher dem Haushofmeister bereits seinen Brief übergeben hatte.

— Ein Brief von dem Könige, ach! sagte die Marquise leise zu dem Pater Delar, den das Gerücht von diesem Schreiben wie die Andern herbeigeführt hatte.

Der Marquis bot dem Courier Wein in einem silbernen Becher an, eine Ehre, welche, die von jedem Edelmanne dem selbst von einem Bedienten vertretenen Königthume bewilligte Ehrerbietung rechtfertigte. Er brach den Brief auf: er enthielt Folgendes von der eigenen Hand des Monarchen:

„Mein Freund, Sie sind kaum seit vierundzwanzig Stunden abgereist, und es scheint mir, daß ich Sie seit Monaten nicht gesehen habe. Die alten Leute, welche sich lieben, dürfen sich nicht trennen. Werden sie die Zeit haben, sich wieder zu vereinigen? Ich bin auf den Tod traurig. Ich bedarf Ihrer; kommen Sie, berauben Sie mich nicht eines Freundes unter dem Vorwande, meine Krone vertheidigen zu wollen. Das ist im Gegentheile die sicherste Weise sie, anzugreifen, und so lange als Sie dieselbe durch Ihre Gegenwart unterstützen, werde ich sie

weit fester als jemals fühlen. Möge ich Sie n meinem Lever finden, das wird das Signal eines chen Tages sein.

Ihr wohlgeneigter
Ludwig."

—Der König ruft mich zurück, sagte Chauvelin ganz bewegt. Ich muß auf der Stelle abreisen, er kann mich nicht entbehren. Man spanne an!

—O! antwortete die Marquise, so bald, nach so vielen süßen Versprechungen!

—Sie werden bald Nachricht von mir erhalten, Madame.

—Herr Marquis, meine Abschrift ist fertig, rief Bonbonne aus, der von Weitem herbeieilte.

—Gut! Gut!

—Und sie brauchen sie nur noch durchzulesen und zu unterzeichnen.

—Ich habe keine Zeit. Späterhin.

—Späterhin! Aber erinnern Sie sich dessen, was Sie so eben sagten.

—Ich weiß es, ich weiß es.

—Keinen Aufschub mehr.

—Der König kann nicht warten.

—Aber Sie vergessen Ihre Kinder, Sie vergessen das Schicksal Ihrer Familie.

—Ich vergesse Nichts, Bonbonne, aber ich muß abreisen und ich reise ab. Meine Kinder, die Zukunft meiner Familie, ah! bedenken Sie, Bonbonne, alles das ist versichert.

e Unterschrift, Nichts als eine Unterschrift.

ehst Du, mein alter Freund, sagte der Mar-, vor Freude strahlend, ich bin so entschlossen, diese Angelegenheit in Ordnung zu bringen, daß, wenn ich sterben sollte, bevor ich unterzeichnet habe, ich Dir schwöre, aus der andern Welt, und das ist weit, ausdrücklich darum zurückzukommen, um meine Unterschrift zu geben. Jetzt bist Du ruhig; leb wohl.

Und indem er in der Eile seine Kinder und seine Frau umarmte, indem er Alles vergaß, was nicht der König und der Hof war, sprang er, um zwanzig Jahre verjüngt, in seine Kutsche, die ihn nach Paris fortführte.

Die Marquise und alle diese vor Kurzem noch so glücklichen Leute blieben traurig, verlassen, stumm vor Verzweiflung, an dem Gitterthore stehen.

IX.

Venus und Psyche.

Am folgenden Morgen war das erste Wort Ludwigs des XV., um nach dem Marquis von Chauvelin zu fragen, und sein erster Blick, um zu suchen, ob er da wäre.

Der Marquis war in der Nacht angekommen und befand sich bei dem kleinen Lever.

—Das lasse ich mir gefallen, sagte der König, da sind Sie, Marquis; mein Gott! was Ihre Abwesenheit lange gedauert hat!

—Sire, es ist die erste und wird die letzte sein; wenn ich Sie jetzt verlasse, so wird es für immer sein ... Aber der König ist sehr gütig, meine Abwesenheit lang zu finden. Ich bin nur vierundzwanzig Stunden von ihm entfernt gewesen.

—Sie glauben, lieber Freund; in diesem Falle ist

es diese verteufelte Prophezeiung, welche mir in den Ohren klingt; so daß, als ich Sie nicht an Ihrem gewöhnlichen Posten sah, ich mir eingebildet habe, daß Sie gestorben wären, und wenn Sie gestorben sind, Sie verstehen? . . .

— Vollkommen, Sire.

— Aber sprechen wir nicht mehr davon. Sie sind da, das ist die Hauptsache. Freilich trägt uns die Gräfin noch ein wenig Groll nach; Ihnen dafür, daß Sie ihr das gesagt haben, was Sie ihr gesagt haben; mir dafür, Sie nach einer solchen Beleidigung zurückgerufen zu haben; aber bekümmern Sie sich um diese schlechte Laune nicht; die Zeit gleicht Alles aus, und der König wird der Zeit helfen.

— Ich danke, Sire.

— Lassen Sie hören, was haben Sie während Ihrer Verbannung gethan?

— Stellen Sie sich vor, Sire, daß ich mich beinahe bekehrt habe.

— Ich begreife, Sie fangen an zu bereuen die sieben Todsünden besungen zu haben.

— O! wenn ich sie nur besungen hätte!

— Mein Vetter von Conti sprach mir noch gestern davon, er war entzückt darüber.

— Sire, ich war damals jung, und die Gedichte aus dem Stegreife schienen mir leicht. Ich war da in Isle-Adam mit sieben liebenswürdigen Frauen. Der Herr Prinz von Conti war auf der Jagd; ich blieb auf dem

Schlosse und machte ihnen . . . Verse. Ah! Das war eine schöne und gute Zeit, Sire.

—Marquis, halten Sie mich für Ihren Beichtvater, und ist das da Ihre Reue?

—Mein Beichtvater, ah! ja, Eure Majestät hat Recht, ich hatte gerade für heute Morgen einen Camaldulenser Mönch von Grosbois ein Rendezvous gegeben.

—O! der arme Mensch, welche Gelegenheit sich zu unterrichten er da verfehlt hat! Hätten Sie ihm Alles gesagt, Chauvelin?

—Durchaus Alles, Sire.

— Dann hätte die Sitzung lange gedauert.

—Ei! Mein Gott, Sire, außer meinen eigenen Sünden, habe ich so viele Sünden Anderer auf meinem Gewissen, ich habe deren besonders so viele . . .

—Von mir, nicht wahr? Diese, Chauvelin, entbinde ich Sie zu gestehen; man beichtet nur für sich.

—Indessen, Sire, die Sünde ist schrecklich ansteckend an dem Hofe. Ich bin kaum angekommen, und schon hat man mir von einem seltsamen Abenteuer gesprochen.

—Einem Abenteuer, Chauvelin, und auf wessen Rechnung stellt man dieses Abenteuer?

—Und auf wessen Rechnung stellt man die Liebesabenteuer, Sire?

—Bei Gott! Es muß auf die meinige sein.

—Oder auch auf die von . . .

—Oder auch auf die der Gräfin Du Barry, nicht wahr?

—Sie haben errathen, Sire.

— Wie! Die Gräfin Du Barry hat gesündigt? . . . Den Henker! erzählen Sie mir das, Chauvelin.

— Ich sage gerade nicht, daß das Abenteuer durch sich selbst eine Sünde sei, ich sage, daß es mir bei Veranlassung der Sünden wieder eingefallen ist.

— Lassen Sie hören, Marquis, was ist das für ein Abenteuer? Erzählen Sie mir das auf der Stelle.

— Auf der Stelle, Sire?

— Ja. Sie wissen, die Könige warten nicht gern.

— Den Henker, Sire! Das ist ernst.

— Bah! Sollte sie wieder irgend einen Streit mit meiner Schwiegertochter gehabt haben?

— Sire, ich sage nicht nein.

— Ah! Die Gräfin wird sich am Ende noch mit der Dauphine entzweien, und dann, meiner Treue . . .

— Sire, ich glaube, daß die Frau Gräfin in diesem Augenblicke ganz entzweit ist.

— Mit der Dauphine?

— Nein; aber mit einer andern Ihrer Schwiegertöchter.

— Mit der Gräfin von Provençe?

— Ganz recht.

— Gut! Da bin ich in schöner Verlegenheit! Lassen Sie hören, Chauvelin . . .

— Sire?

— Und die Gräfin von Provençe ist es, welche sich beklagt?

— Man sagt, ja.

— Dann wird der Graf von Provençe abscheuliche

Verse auf diese arme Gräfin machen. Sie mag sich nur gut halten; sie wird tüchtig gegeißelt werden.

—Sire, das wäre ganz einfach Gleiches mit Gleichem vergolten.

—Was beliebt?

—Stellen Sie sich vor, daß die Frau Marquise von Rozen.

—Diese liebenswürdige kleine Braune, die Freundin der Gräfin von Provence?

—Ja, die Eure Majestät seit einem Monate viel angeblickt hat.

—O! Man hat mich an einem gewissen Orte genug darüber gezankt, Marquis! Nun denn?

—Wer hat Sie gezankt, Sire?

—Bei Gott! Die Gräfin.

—Nun denn! Sire, die Gräfin hat Sie gezankt; das ist gut; aber auf der andern Seite hat sie mehr gethan, als zanken.

—Erklären Sie sich, Marquis; Sie erschrecken mich.

—Dam! Sire, erschrecken Sie; ich halte Sie nicht davon ab.

—Wie, es ist also stark?

—Sehr stark.

—Sprechen Sie. Es scheint daß ...

—Was?

—Sehen Sie, Sire, das ist weit schwieriger zu sagen, als es schwierig gewesen ist es zu thun.

—Sie erschrecken mich wirklich, Marquis. Bis jetzt habe ich geglaubt, daß Sie scherzten. Wenn aber die

Sache wirklich bedenklich ist, so lassen Sie uns im Ernste sprechen.

In diesem Augenblicke trat der Herzog von Richelieu ein.

— Etwas Neues, Sire, sagte er mit einem zugleich freundlichen und besorgten Lächeln; freundlich, weil es sich darum handelte, dem Monarchen zu gefallen; besorgt, weil es sich darum handelte, die Gunst dieses nach einem Tage der Verbannung wieder nach Versailles zurückberufenen Günstlings zu bekämpfen.

— Etwas Neues, und woher kömmt dieses Neue, mein lieber Herzog?

Der König blickte um sich und sah, wie der Marquis von Chauvelin ins Fäustchen lachte.

— Du lachst, herzloser Mensch, sagte er zu ihm.

— Sire, das Gewitter wird ausbrechen; ich sehe es an den traurigen Mienen des Herrn von Richelieu.

— Sie irren sich, Marquis; ich habe Neues gemeldet, aber ich übernehme es nicht, es zu erzählen.

— Aber wie soll ich am Ende dieses Neue erfahren?

— Ein Page der Frau von Provençe befindet sich mit einem Briefe seiner Gebieterin in Ihrem Vorzimmer; wolle Eure Majestät ihre Befehle ertheilen.

— O! o! sagte der König, dem es nicht unlieb gewesen wäre, Alles auf Herrn oder Frau von Provençe zurückfallen zu lassen, welche er nicht liebte, seit wann schreiben die Söhne oder die Frauen der Söhne von Frankreich an den König, statt bei seinem Lever zu erscheinen?

— Sire, wahrscheinlicher Weise gibt der Brief Eurer Majestät den Grund dieses Mangels an Etikette an.

— Herzog, nehmen Sie diesen Brief und geben Sie ihn mir.

Der Herzog verneigte sich, verließ das Zimmer und kehrte eine Sekunde nachher mit dem Briefe in der Hand zurück.

Indem er ihn hierauf dem König überreichte, sagte er:

— Sire, vergessen Sie nicht, daß ich der Freund der Madame Du Barry bin, und daß ich mich zum Voraus zu ihrem Advokaten aufwerfe.

Der König blickte Richelieu an, brach den Brief auf, und runzelte sichtlich die Stirn, als er die Umstände durchlas, welche er enthielt.

— O! murmelte er, für dieses Mal ist es zu stark, und Sie haben einen schlimmen Prozeß übernommen, Herzog. Wahrlich, Madame Du Barry ist närrisch.

Indem er sich hierauf nach den Officieren umwandte, fügte er hinzu:

— Man gehe auf der Stelle in meinem Namen zu Frau von Rozen; man erkundige sich nach ihrem Befinden, und man sage ihr, daß ich sie unmittelbar nach meinem Lever, bevor ich in die Messe ginge, empfangen würde. Arme Marquise! liebe kleine Frau!

Jedermann sah sich an. Ging ein neuer Stern an dem Horizonte der Gunst auf?

Am Ende war das sehr möglich. Die Marquise war eine junge und hübsche Frau. Seit einem Jahre zur Hofdame ernannt, um Frau von Provence zu begleiten,

hatte sie sich mit der Favoritin befreundet, befand sich in allen ihren Privatzirkeln, in denen sie der König oft gesehen hatte. Aber auf die Bemerkungen der Prinzessin, welche sich durch diesen vertrauten Umgang verletzt fühlte, brach sie plötzlich ihre Verbindungen ab, worüber sich Madame Du Barry sehr unzufrieden gezeigt hatte.

Das ist es, was der Hof davon wußte.

Dieser Brief, dessen Inhalt Jedermann unbekannt war, hatte einen großen Einfluß auf den König gehabt; er schien während der ganzen übrigen Zeit des Levers sorgenvoll, richtete kaum an einige Vertraute das Wort, beeilte die Etikette und verabschiedete die Anwesenden weit früher als gewöhnlich, nachdem er Herrn von Chauvelin anempfohlen hatte, sich nicht zu entfernen.

Als die Ceremonie des Levers beendigt, Jedermann sich entfernt, und man Seiner Majestät meldete, daß Frau von Rozen wartete, gab er den Befehl, sie einzuführen.

Frau von Rozen trat auf eine höchst rührende Weise ein; sie war ganz in Thränen, und fiel vor dem Könige auf die Kniee.

Der König hob sie wieder auf.

—Verzeihen Sie mir, Sire, sagte sie, einen erlauchten Einfluß angewandt zu haben, um bis zu Eurer Majestät zu gelangen; aber in Wahrheit, ich war so verzweifelt . . .

—O! Ich verzeihe es Ihnen von ganzem Herzen, Madame, und ich weiß es meinem Enkel Dank, daß er Ihnen eine Thüre hat öffnen lassen, welche von diesem

Augenblicke an Ihnen offen bleibt. Aber kommen wir auf die Sache .... auf die Hauptsache.

Die Marquise schlug die Augen nieder.

— Ich habe Eile, fuhr der König fort, man erwartet mich in der Messe. Ist das, was Sie mir schreiben, wirklich wahr? Sollte sich die Gräfin in der That erlaubt haben Sie ....?

— O! Sie sehen mich roth vor Scham darüber, Sire. Ich komme, Gerechtigkeit von dem Könige zu verlangen. Niemals ist eine Frau von Stande so behandelt worden.

— Wie! wahrhaftig, fragte der König, indem er unwillkürlich lächelte, wie ein ungehorsames Kind behandelt, ohne etwas davon nachzulassen?

— Ja, Sire, von vier Kammerfrauen, in ihrer Gegenwart, in ihrem Boudoir, antwortete die junge Frau, indem sie die Augen niederschlug.

— Den Henker! erwiderte der König, bei dem dieser Umstand eine Menge von Ideen entstehen ließ, die Gräfin hatte sich dieses Vorhabens nicht gerühmt.

Dann fügte er mit dem Auge eines Satirs hinzu:

— Und wie hat sich das zugetragen? Sagen Sie mir, Marquise.

— Sire, erwiderte die arme Frau immer mehr erröthend, sie hat mich zum Frühstücke eingeladen. Ich habe mich mit meiner wenigen Freiheit, mit meinem Dienste entschuldigt, der mich von acht Uhr Morgens an zu ihrer Königlichen Hoheit ruft; sie hat mir antworten lassen, ich möchte um sieben Uhr kommen, und sie werde mich nicht

lange zurückhalten, und in der That, Sire, ich habe sie seit einer halben Stunde verlassen.

—Sie können unbesorgt sein, Madame, ich werde mich gegen die Gräfin erklären, und es soll Ihnen Gerechtigkeit widerfahren; aber in Ihrem eigenen Interesse fordere ich Sie auf, das Abenteuer nicht zu sehr auszuplaudern; daß besonders Ihr Gatte nichts davon erfährt. Die Gatten sind teufelmäßig empfindlich über solche Dinge.

—O! Der König kann sich wohl denken, daß ich für mein Theil zu schweigen wissen werde; aber meine Feindin, aber die Gräfin, ich bin fest überzeugt, daß sie sich bereits gegen ihre Vertrautesten dessen gerühmt hat, was sie gethan, und morgen wird der ganze Hof wissen . . . O! Mein Gott! Mein Gott! wie unglücklich ich bin!

Und die Marquise verbarg ihren Kopf in ihren Händen auf die Gefahr hin, ihre Schminke mit ihren Thränen zu verbreiten.

—Beruhigen Sie sich, Marquise, sagte der König, der Hof vermöchte kein hübscheres Spielwerk zu haben, als Sie, und wenn man davon spricht, so wäre es aus Neid, wie man vor Zeiten in dem Olymp von demselben der Psyche zugestoßenen Abenteuer sprach. Ich kenne unter unseren Damen welche, die sich nicht so leicht darüber trösten würden, als Sie sich darüber trösten können; Sie, Marquise, Sie hatten dabei nichts zu verlieren.

Die Marquise machte eine Verbeugung und erröthete noch mehr, wenn es möglich war.

Der König betrachtete dieses Erröthen und verschlang diese Thränen.

—Nun denn, sagte er, kehren Sie nach Haus zurück, trocknen Sie diese hübschen Augen ab; heute Abend beim Spiele werden wir alles Das beilegen, ich verspreche es Ihnen.

Und mit der Artigkeit und den seinem Geschlechte eigenthümlichen guten Manieren führte er die junge Frau bis nach der Thüre zurück, wo er durch die Menge der erstaunten und höchst neugierigen Hofleute gehen mußte.

Der Herzog von Ayen, Kapitän der diensthabenden Leibwachen, näherte sich dem Könige und verneigte sich schweigend vor ihm, um seine Befehle zu erwarten.

—In die Messe, Herzog von Ayen, in die Messe, jetzt, wo ich mein Werk als Beichtvater beendigt habe, sagte der König.

—Ein so hübsches Beichtkind kann nur hübsche Sünden begangen haben, Sire.

—Ach! Das arme Kind! Es sind nicht die ihrigen, welche sie büßt, fuhr der König fort, indem er die große Gallerie entlang ging, um sich nach der Kapelle zu begeben.

Der Herzog von Ayen folgte einen Schritt hinter ihm, nahe genug, um ihn zu verstehen und um ihm zu antworten, aber ohne sich, der Etikette gemäß, auf derselben Linie zu befinden.

—Man wäre glücklich ihr Mitschuldiger selbst für ein Verbrechen zu sein, ein Verbrechen der Liebe, wohlverstanden, Sire.

—Ihre Sünde ist die der Gräfin.

— O! Was diese anbelangt, so kennt sie der König Alle.

— Ohne Zweifel, diese gute Gräfin, man verleumdet sie. Sie ist unbesonnen, närrisch sogar, wie bei der Veranlassung, um welche es sich handelt, und für die ich ihr den Kopf waschen werde, aber sie hat ein vortreffliches Herz; man möchte mir noch so viel Böses von ihr sagen, ich würde es nicht glauben. Bei Gott! Ich weiß wohl, daß ich nicht ihr erster Geliebter bin, und daß ich in ihrer Gunst der Nachfolger von Radix von Sainte-Foy bin.

— Ja, Sire, erwiderte der Herzog mit seiner gewöhnlichen, in die feinsten Formen gehüllten Schalkheit, wie Eure Majestät der Nachfolger von Pharamond gewesen ist.

Trotz all' seinem Verstande war der König nicht stark genug gegen diesen gewaltigen Streiter, er hätte denn bös werden müssen. Er fühlte das Lächerliche davon, und that, als ob er nicht verstände. Er beeilte sich, einen Ritter des heiligen Ludwig anzureden, der sich auf seinem Wege befand. Ludwig der XV. war gutmüthig und nachgebend; er ließ seinen Vertrauten viele Freiheiten hingehen, und vorausgesetzt, daß man ihn belustigte, kümmerte er sich um das Uebrige nicht viel. Besonders der Herzog von Ayen hatte das Vorrecht, Alles zu sagen, was ihm zu erzählen einfiel. Die allmächtige Gräfin Du Barry hatte niemals daran gedacht, gegen ihn zu kämpfen; sein Name, seine Stellung, vor Allem sein Witz schienen ihr unangreifbar.

Während der Messe war der König zerstreut; er dachte an das Ungewitter, das der neue Schabernack der Madame Du Barry herbeiführen würde, wenn er zu den Ohren des Herrn Dauphin gelangte. Dieser Prinz hatte gerade am Tage zuvor die Gräfin ausgescholten, welche wider seinen Willen dem Vicomte Du Barry, ihrem Neffen, eine Stelle als Stallmeister in seinem Hofhalte zu verschaffen gewußt hatte.

—Er möge mir nicht nahe kommen, hatte der Dauphin gesagt, oder ich lasse ihn durch meine Leute fortjagen.

Diese Stimmungen verhießen zuverlässig keine Nachsicht für den plumpen Scherz, den sich die Gräfin erlaubt hatte. Ludwig der XV. verließ daher die Kapelle ziemlich verlegen. Bevor er sich in den Rath begab, ging er zu der Frau Dauphine; er fand sie außerordentlich geschmückt und mit einem Diadem von wundervoll gefaßten Diamanten in dem Haar.

—Sie haben da einen prachtvollen Schmuck, Madame, sagte der König.

—Sie finden, Sire? wie, Eure Majestät kennt ihn nicht?

—Ich?

—Ohne Zweifel, da Eure Majestät den Befehl gegeben hat, daß man mir ihn brächte.

—Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen.

—Es ist indessen eine sehr leicht aufzuklärende Sache. Gestern ist ein Juwelenhändler mit diesem von Eurer Majestät bestelltem Geschmeide von Lilien und mit der

Krone von Frankreich geschmückt auf das Schloß von Versailles gekommen. Da Gott uns die Königin genommen hat, so hätte ich nach seiner Meinung allein das Recht, diesen Schmuck zu tragen. Ich bin es daher, der er ihn ohne Zweifel Ihren Befehlen und Ihrer Absicht gemäß, angeboten hat.

Der König erröthete und antwortete nicht.

—Das ist wieder von schlimmer Vorbedeutung, dachte er. Die Gräfin hatte wohl nöthig, mir mit ihrer albernen Geschichte der Marquise noch eine neue Verlegenheit zu veranlassen. — Werden Sie heute Abend zum Spiele kommen, Madame? fuhr er laut fort.

— Wenn Eure Majestät es mir befiehlt.

—Ihnen befehlen, meine Tochter! Ich bitte Sie darum, Sie werden mir ein Vergnügen machen.

Die Frau Dauphine verneigte sich kalt. Der König sah, daß es ihm nicht gelingen würde, sie aufzuheitern; er schützte eine Rathssitzung vor und entfernte sich.

—Meine Kinder lieben mich nicht, sagte er zu dem Herzoge von Ayen, der ihn nicht verlassen hatte.

—Der König ist im Irrthume. Ich kann Eure Majestät versichern, daß sie zum Mindesten eben so sehr von ihren erlauchten Kindern geliebt ist, als sie dieselben selbst liebt.

Ludwig der XV. verstand das Epigramm, aber zeigte es nicht. Das war von seiner Seite ein gefaßter Entschluß. Er hätte den Herzog von Ayen zehn Male täglich verbannen müssen, und nach der Langenweile, welche ihm die Abwesenheit des Herrn von Chauvelin verursacht

hatte, sah der König mehr als jemals ein, wie sehr unentbehrlich ihm die Gegenwart seiner Hofleute war, die den Vorzug hatten.

—Bah! sagte er, Sie werden mich vergebens kitzeln, Sie werden mich nicht schinden. Das wird so lange dauern, als ich, und mein Nachfolger mag sich herausziehen wie er kann.

Sonderbare Gleichgültigkeit, deren Strafe der unglückliche Ludwig der XVI. so verhängnißvoller Weise tragen sollte.

X.

Das Spiel des Königs.

Als er zu der Gräfin eintrat, die er auszuzanken gedachte, wurde der König von einem Gesichte voll übler Laune empfangen, hinter welchem er einen dumpfen Zorn grollen fühlte, der jeden Augenblick auszubrechen drohete.

Ludwig XV. war schwach. Er fürchtete die Auftritte, mogten sie nun von seinen Töchtern, von seinen Enkeln, von den Frauen seiner Enkel oder von seiner Maitresse herrühren, und dennoch, wie alle zwischen ihre Maitressen und ihre Familie gestellten Männer, setzte er sich dem aus, ohne Unterlaß welche zu haben.

An diesem Tage wollte er dem Kampfe, der sich vorbereitete, dadurch zuvorkommen, daß er sich einen Bundesgenossen gab.

Nachdem er auf die Gräfin diesen Blick geworfen, der ihm genügt hatte, den Barometer ihrer guten Laune

zu berathen, warf er daher seinen Blick rund um sich herum.

— Wo ist Chauvelin? fragte er.

— Herr von Chauvelin, Sire? äußerte die Gräfin.

— Ja, Herr von Chauvelin.

— Aber ich meine, und Sie wissen es besser als irgend Jemand, daß man sich nicht bei mir nach Herrn von Chauvelin erkundigen muß, Sire.

— Und warum das?

— Ei, weil er nicht zu meinen Freunden gehört, und da er nicht zu meinen Freunden gehört, so ist es ganz natürlich, daß Sie ihn anderswo, als bei mir suchen.

— Ich hatte ihm gesagt, mich bei Ihnen zu erwarten.

— Nun denn! er wird sich die Freiheit genommen haben, den Befehlen des Königs nicht zu gehorchen, und, meiner Treue . . . er würde eben so gut gethan haben, Ihnen ungehorsam zu sein, als zu kommen, wie er es das letzte Mal gemacht hat, um mir Beleidigungen zu sagen.

— Es ist gut, es ist gut, ich will, daß man sich aussöhnt, sagte der König.

— Mit Herrn von Chauvelin? fragte die Gräfin.

— Mit Jedermann, Gottes Tod!

Indem er sich hierauf nach der Schwester der Gräfin umwandte, welche that, als ob sie chinesische Figuren auf einem Pfeilertische zurecht stellte, sagte er:

— Chon!

— Sire.

— Kommen Sie hierher, meine Tochter.

Chon näherte sich dem Könige.

— Thun Sie mir den Gefallen, kleine Schwester, den Auftrag zu geben, daß man mir Chauvelin auf der Stelle holt.

Chon verneigte sich und verließ das Zimmer, um dem Könige zu gehorchen.

Madame Du Barry machte eine Bewegung mit dem Kopfe und wandte Seiner Majestät den Rücken.

— Nun denn! was ist Ihnen dabei unangenehm?

— O! ich begreife, antwortete diese, daß Herr von Chauvelin Ihre ganze Gunst genießt, und daß Sie nicht ohne ihn sein können; er ist so begierig, Ihnen zu gefallen und respectirt die so sehr, die Sie lieben.

Ludwig fühlte, daß das Gewitter herannahte. Er wollte mit einem Kanonenschusse die Wasserhose zusammen fallen lassen.

— Chauvelin ist nicht der Einzige, sagte er, der gegen den mir, und dem was mir angehört, schuldigen Respect fehlt.

— O! ich weiß es mehr als zu viel, rief Madame Du Barry aus; Ihre Pariser, Ihr Parlament, selbst Ihre Hofleute, ohne die zu rechnen, welche ich nicht nennen will, vergehen sich gegen den König, und das um die Wette, mit Vergnügen.

Der König blickte die ungebührliche junge Frau mit einem Gefühle an, das nicht frei von Mitleiden war.

— Wissen Sie, Gräfin, sagte er, daß ich nicht unsterblich bin, und daß Sie ein Spiel spielen, um sich

in die Bastille werfen oder sich aus dem Reiche verweisen zu lassen, so bald ich die Augen geschlossen haben werde?

—Ah! Bah! äußerte die Gräfin.

—O! spaßen Sie nicht, es ist, wie ich Ihnen sage.

—In Wahrheit, Sire, und wie das?

—Ich will mit wenig Worten die Frage erörtern.

—Ich erwarte die Erörterung, Sire.

—Was ist das für eine Geschichte mit der Marquise von Rozen, und welche Freiheit von schlechtem Geschmacke haben Sie Sich gegen diese arme Frau genommen? Vergessen Sie, daß sie die Ehre hat, zu dem Hofstaate der Frau Gräfin von Provence zu gehören?

—Ich, Sire! Nein, gewiß nicht.

—Nun denn! dann antworten Sie mir. Wie verhält es sich mit dieser Züchtigung für kleine Mädchen, welche Sie Sich erlaubt haben, der Marquise von Rozen aufzuerlegen?

—Ich, Sire?

—Ei ja doch! Sie, sagte der König verdrießlich.

—Ah! wahrlich! rief die Gräfin aus, ich erwartete, nicht darüber getadelt zu werden, daß ich die Befehle Eurer Majestät ausgeführt habe.

—Meine Befehle!

—Gewiß. Geruht der König sich zu erinnern, was er mir geantwortet hat, als ich mich bei ihm über die Unhöflichkeit der Marquise beklagt habe?

—Meiner Treue, nein. Ich weiß es nicht mehr.

—Nun denn! der König hat mir gesagt: Was wol-

len Sie, Gräfin, die Marquise ist ein Kind, dem man die Ruthe geben sollte.

— Ei! den Henker, das war kein Grund, um es zu thun, rief der König aus, indem er unwillkürlich erröthete, denn er erinnerte sich der Worte, welche ihm die Gräfin angeführt hatte, Wort vor Wort gesagt zu haben.

— Nun denn! sagte die Gräfin, da die geringsten Wünsche Eurer Majestät Befehle für seine gehorsamste Magd sind, so hat sie sich beeilt, diesen da, wie die andern auszuführen.

Der König konnte sich nicht enthalten, über den unerschütterlichen Ernst der Gräfin zu lachen.

— Ich bin also der Schuldige? fragte er.

— Ohne Zweifel, Sire.

— Dann ist es an mir, den Fehler zu büßen.

— Wie es scheint.

— Es sei, in diesem Falle, Gräfin, werden Sie die Marquise in meinem Namen zum Nachtessen einladen, und unter ihre Serviette die Bestallung als Obrist legen, um welche ihr Gatte seit sechs Monaten nachsucht, und die ich ihm ohne diesen Umstand zuverlässig nicht so bald gegeben hätte, auf diese Weise ist die Beleidigung wieder gut gemacht.

— Das ist sehr schön! das für die Beleidigung der Marquise, und jetzt die Meinige?

— Wie, die Ihrige?

— Ja, wer wird sie wieder gut machen?

—Welche Beleidigung ist Ihnen zugefügt worden? ich bitte Sie.

—O! das ist allerliebst, spielen Sie doch den Erstaunten.

—Ich spiele ihn nicht, liebe Freundin, ich bin es sehr offenherzig und sehr ernstlich.

—Sie kommen von der Frau Dauphine, nicht wahr?

—Ja.

—Dann wissen Sie recht gut den Streich, den sie mir gespielt hat.

—Nein, auf mein Wort, sagen Sie.

—Nun denn! gestern brachte mein Juwelier uns zu gleicher Zeit, ihr ein Halsband und mir ein Diadem von Diamanten.

—Weiter?

—Weiter?

—Ja.

—Nun denn! nachdem sie ihr Halsband genommen hat sie mein Diadem zu sehen verlangt.

—Ah! ah!

—Und da mein Diadem Lilien zur Verzierung hatte, so hat sie gesagt:

—Sie irren sich, mein lieber Herr Böhmer, dieses Diadem von Diamanten ist nicht für die Gräfin, und der Beweis ist, daß hier die drei Lilien von Frankreich sind, welche seit dem Tode der Königin ich allein das Recht habe zu tragen.

—So daß . . .

—So daß der eingeschüchterte Juwelier nicht gewagt hat, dem ihm von der Frau Dauphine gegebenen Befehl, das Diadem von Diamanten da zu lassen, Widerstand zu leisten, und herbeigeeilt ist, um mir zu sagen, daß mein Diadem unterwegens hängen geblieben wäre.

—Nun denn! was soll ich dabei thun, Gräfin?

—Ei! ich will, daß Sie mir mein Diadem zurückgeben lassen.

—Ihnen Ihr Diadam zurückgeben lassen?

—Ohne Zweifel.

—Von der Dauphine? Sie sind närrisch, meine Liebe.

—Wie! ich bin närrisch?

—Ja; eher würde ich Ihnen ein anderes geben.

—Ah! gut! ich habe nur darauf zu rechnen.

—Auf mein Wort als Edelmann, ich verspreche es Ihnen.

—Gut! und ich werde es in einem Jahre, frühestens in sechs Monaten erhalten; was das angenehm ist!

—Madame, diese Verzögerung wird Ihre Warnung sein.

—Meine Warnung, und in welcher Beziehung?

—In der Beziehung, in Zukunft minder ehrgeizig zu sein.

—Ehrgeizig, ich?

—Ohne Zweifel, Sie wissen wohl, was Ihnen Herr von Chauvelin neulich gesagt hat.

—Gut, Ihr Chauvelin, er sagt nichts als Albernheiten.

—Aber wer hat Sie am Ende bevollmächtigt, das Wappen von Frankreich zu tragen?

—Sehen Sie doch, wer mich bevollmächtigt hat? Sie.

—Ich?

—Ja, Sie! der Wachtelhund, den Sie mir neulich geschenkt haben, trug es wohl auf seinem Halsbande, warum sollte ich es denn nicht auf meinem Kopfe tragen? Aber ich weiß woher das kömmt, man hat es mir gesagt.

—Was hat man Ihnen noch gesagt? lassen Sie hören.

—Ihre Pläne, bei Gott!

—Nun denn! Gräfin, sagen Sie mir meine Pläne; auf Ehre, es wird mir Vergnügen machen, sie zu erfahren.

—Leugnen Sie etwa, daß nicht die Rede davon ist, Sie mit der Prinzessin von Lamballe zu verheirathen, und daß Herr von Chauvelin und der ganze Anhang des Dauphin und der Dauphine Sie zu dieser Heirath antreiben?

—Madame, antwortete der König auf eine ernste Weise, ich leugne nicht, daß etwas Wahres in dem liegt, was Sie sagen, und ich mögte sogar hinzufügen, daß ich etwas Schlimmeres thun könnte; Sie wissen das besser, als irgend Jemand, Gräfin, Sie, die Sie mich über eine andere Heirath haben erforschen lassen.

Diese Worte verschlossen der Gräfin den Mund, welche sich übler Laune an das andere Ende des Kabinettes setzte und zwei chinesische Figuren zerbrach.

—Ah! Chauvelin hatte Recht, murmelte der König, die Krone befindet sich schlecht in den Händen der Liebesgötter.

Es entstand ein Augenblick schweigenden Schmollens, während dessen Mademoiselle Du Barry wieder eintrat.

—Sire, sagte sie, man findet Herrn von Chauvelin nirgends; man glaubt ihn in seinem Zimmer eingeschlossen, aber ich habe vergebens selbst bei ihm geschellt und an seine Thür geklopft, er weigert sich zu antworten.

—O! mein Gott! rief der König aus, ist ihm irgend ein Unfall zugestoßen? ist er krank? geschwind, geschwind, man breche die Thür auf.

—O! nein, Sire, er ist nicht krank, antwortete die Gräfin auf eine gereizte Weise, denn, als er den Prinzen von Soubise und meinen Bruder Jean in dem Salon des Oeil=de=Boeuf verließ, hatte er gemeldet, daß er den ganzen Tag über an dringenden Geschäften arbeiten, aber nicht ermangeln würde, sich heute Abend bei dem Spiele Eurer Majestät wieder einzufinden.

Der König benutzte diese Rückkehr der Gräfin, welche eine Art von Waffenstillstand eröffnete.

—Er schreibt vielleicht seine Beichte zur Erbauung seines Camaldulensermönches, sagte er.

Indem er sich hierauf nach der Gräfin umwandte, fügte er hinzu:

—Apropos, Gräfin, wissen Sie, daß die Arznei Bordeus Wunder thut; wissen Sie, daß ich keine andere mehr will? Zum Henker mit Bonnard und Lamartinière

mit all ihren Recepten; dieser wird mich verjüngen, auf mein Wort.

—Bah! Sire, sagte Chon, was hat denn Eure Majestät immer von Alter zu sprechen? ei mein Gott! ist Eure Majestät nicht in dem Alter von Jedermann?

—Ah! schön, rief der König aus, da sind Sie wie dieser große Bettler von d'Aumont, gegen den ich mich neulich beschwerte, keine Zähne mehr zu haben, und der mir antwortete, indem er mir das Gebiß eines Reffträgers zeigte:

—Ei! Sire, wer hat denn Zähne?

—Ich, sagte die Gräfin, und ich sage Ihnen sogar im Voraus, daß ich beißen werde und bis aufs Blut, wenn Sie fortfahren mich so Jedermann zu opfern.

Und sie kehrte zurück, sich neben den König zu setzen, indem sie ihm eine Reihe von Perlen zeigte, in denen es unmöglich war eine Drohung zu sehen.

Indem er dem Bisse Trotz bot, näherte daher auch der König seine Lippen den schönen und rosigen Lippen der Gräfin, welche Chon einen Wink gab; Chon raffte die Scherben der beiden chinesischen Figuren auf.

—Gut, sagte sie, Alles was in den Graben fällt, ist für den Soldaten.

Und indem sie einen letzten Blick auf den König und auf die Gräfin warf, sagte sie leise:

—Wahrlich, ich glaube, daß Bordeu ein großer Mann ist.

Und sie verließ das Zimmer, indem sie ihre Schwester auf dem Wege der Aussöhnung ließ.

. . . .

Am Abend um sechs Uhr begann das Spiel des Königs. Herr von Chauvelin hatte sein Versprechen gehalten, und fand sich bei ihm als einer der Ersten ein. Die Gräfin ihrerseits kam im Gallaanzuge wegen der Anwesenheit der Dauphine, von der man wußte, daß sie sich dabei einfinden würde.

Der Marquis und die Gräfin begegneten einander, und grüßten sich mit der liebenswürdigsten Miene.

—Mein Gott, Herr von Chauvelin, sagte die Gräfin mit jenem zweischneidigem Lächeln, das die Hofleute so gut schärfen, was Sie roth sind! man sollte meinen, daß Sie einen Anfall von Schlagfluß haben würden. Marquis, Marquis, sehen Sie Bordeu, außer Bordeu, keine Rettung.

Indem sie sich hierauf mit einem Lächeln, um einen Papst in die Verdammniß zu stürzen, nach dem Könige umwandte, sagte sie:

—Fragen Sie nur den König.

Herr von Chauvelin verneigte sich.

—Ich werde es zuverlässig nicht versäumen, Madame.

—Und das ist eine Pflicht als getreuer Unterthan, die Sie erfüllen werden, Sie müssen Ihre Gesundheit pflegen, mein lieber Marquis, da sie nur um zwei Monate . . .

—Ich wollte im Gegentheile, daß es an mir wäre, Ihnen vorauszugehen, sagte der König, denn Sie wären sicher, Hundert Jahre zu leben; ich kann Ihnen daher

nur den Rath der Gräfin erneuern, nehmen Sie Bordeu, mein Freund, nehmen Sie Bordeu.

—Sire, welches die für meinen Tod bezeichnete Stunde auch sein möge, und Gott allein kennt die Todesstunde jedes Menschen, ich habe dem Könige versprochen, zu seinen Füßen zu sterben.

—Pfui doch, Chauvelin! es gibt Versprechungen, die man thut, aber die man nicht hält; fragen Sie nur diese Damen, aber wenn Sie so traurig sind, wie jetzt, mein lieber Freund, so werden wir vor Kummer sterben, nur indem wir sie anblicken. Nun denn, Chauvelin, spielen wir heute Abend?

—Wie es Eurer Majestät beliebt.

—Wollen Sie mir eine Partie l'Hombre abgewinnen?

—Zu den Befehlen des Königs.

Man setzte sich an die Tische.

Herr von Chauvelin und der König setzten sich einander gegenüber an einen besondern Tisch.

—Ah! Chauvelin, geben Sie Acht, sagte der König, seien Sie mit der Antwort bereit; wenn Sie krank sind, so habe ich mich niemals so wohl befunden. Ich will ausgelassen lustig sein; besonders halten Sie Ihr Geld fest; ich habe Rottiers einen Spiegel und Böhmer ein Diadem von Diamanten zu bezahlen.

Madame Du Barry kniff die Lippen zusammen.

Aber statt zu antworten, erhob sich der Marquis mühsam auf seinem Stuhle.

—Sire, es ist sehr heiß! murmelte er.

—Das ist wahr, erwiderte der König, der, statt sich, wie Ludwig XIV. es gethan hätte, über diese Uebertretung der Etikette zu erzürnen, der Sache eine Wendung als Egoist gab; ja, Chauvelin, es ist sehr warm, Gott sei Dank, denn im Monat April sind die Abende kühl.

Der Marquis schnitt ein Lächeln und nahm mit Mühe die Karten auf.

Der König begann wieder:

—Nun denn, Sie sind l'Hombre, Chauvelin.

—Ja, Sire, stammelte der Marquis.

Und er neigte den Kopf.

—Haben Sie ein schönes Spiel? sagen Sie an. Ah! Ventre Saint Gris, wie mein Ahnherr Heinrich IV. sagte, Sie sind heute Abend langweilig!

Hierauf, als er seine Karten angesehen hatte, sagte der König:

—Ah! für dieses Mal, lieber Freund, glaube ich, daß es um Sie geschehen ist.

Der Marquis machte eine gewaltsame Anstrengung, um zu sprechen, und wurde so roth, daß sich der König ganz erschreckt unterbrach.

—Aber was haben Sie denn, Chauvelin? fragte der König. Nun denn, antworten Sie doch!

Herr von Chauvelin streckte die Hände aus, ließ seine Karten fallen, stieß einen Seufzer aus, und fiel mit dem Gesicht auf den Teppich.

—Mein Gott! rief der König aus.

—Ein Schlagfluß! murmelten einige dienstfertige Hofleute.

Man hob den Marquis wieder auf, aber er rührte sich nicht mehr.

—Schaffen Sie das weg, schaffen Sie das weg, sagte der König voll Entsetzen, schaffen Sie das weg.

Und indem er mit einem Nervenzittern den Tisch verließ, klammerte er sich an den Arm der Gräfin Du Barry, welche ihn in ihr Zimmer fortzog, ohne daß er ein einziges Mal den Kopf nach der Seite dieses Freundes umwandte, den er am Tage zuvor nicht entbehren konnte.

Als der König sich entfernt, dachte Niemand mehr an den der Besinnung beraubten Marquis.

Sein Körper blieb einige Zeit lang auf den Sessel zurückgeworfen, denn man hatte ihn aufgehoben, um zu sehen, ob er todt wäre, und man hatte ihn wieder zurückfallen lassen.

Allein in diesem verlassenen Saale geblieben, in Mitte der Kronleuchter, welche von Kerzen funkelten, und von Blumen, welche ihre Wohlgerüche erschöpften, machte diese Leiche einen seltsamen Eindruck.

Nach Verlauf eines Augenblickes erschien ein Mann auf der Schwelle des einsamen Salons, blickte in dem ganzen Zimmer herum, sah den Marquis auf seinem Sessel zurückgeworfen, näherte sich ihm, legte seine Hand auf sein Herz, und sagte mit gefühlloser und deutlicher

Stimme in dem Augenblicke selbst, wo es auf der großen Uhr sieben schlug:

—Er ist verschieden. Ein schöner Tod, bei Gott! ein schöner Tod!

Dieser Mann war der Doctor Lamartinière.

XI.

Die Erscheinung.

An dem Morgen desselben Tages war der Pater Delar frühzeitig nach Grosbois gekommen in der Absicht, die Messe in der Kapelle zu lesen, und bei den Engeln die guten Stimmungen nicht erkalten zu lassen, welche der Marquis am Tage zuvor gezeigt hatte. Aber nun erzählte ihm Frau von Chauvelin mit Thränen in den Augen alle ihre Befürchtungen für das bereits so sehr gefährdete Seelenheil des Neubekehrten, der ihnen bei dem ersten Freundschaftsworte, das ihm der König übersandt hatte, entschlüpft war.

Sie behielt ihren Beichtvater zum Mittagessen dort, um sich länger mit ihm zu unterhalten und in seinem weisen Rathe den Muth zu finden, dessen sie nach dieser neuen getäuschten Hoffnung bedurfte.

Als sie vom Tische aufstanden, gingen Frau von Chauvelin und der Pater Delar bis zu einer ziemlich späten Stunde in dem Parke spazieren, und ließen sich Sessel an das Ufer eines sehr schönen Teiches bringen, um dort die ersten Frühlingslüfte nach einem ziemlich warmen Tage einzuathmen.

—Mein ehrwürdiger Vater, sagte die Marquise, trotz alle dem, was Ihre Rede Beruhigendes für mich hat, beunruhigt mich die Abreise des Herrn von Chauvelin doch sehr. Ich weiß, welche Anhänglichkeit er an das Hofleben hat; ich weiß, daß der König alle Gewalt nicht allein über seinen Geist, sondern auch noch über sein Herz hat, und der Wandel Seiner Majestät ist so weit von der Regelmäßigkeit entfernt . . . Ich meine, daß es keine Sünde ist so zu sprechen, mein Vater. Leider ist das Aergerniß nur zu sehr bekannt!

—Ich versichere Ihnen, gnädige Frau, daß der Herr Marquis einen heilsamen Eindruck erhalten hat; das ist ein erster Angriff; die Zeit und die Vorsehung werden das Uebrige thun. Ich sprach heute Morgen mit unserem ehrwürdigen Prior davon; er hat Gebete in dem Kloster angeordnet; beten Sie auch, meine Tochter, Sie, die Sie am Meisten bei diesem wichtigen Werke interessirt sind; lassen Sie Ihre Kinder beten; beten wir Alle. Ich habe in dieser Absicht in der Schloßkapelle das heilige Meßopfer dargebracht, und ich werde es jeden Tag thun.

—Seit zwanzig Jahren, daß ich mit Herrn von Chauvelin verbunden bin, antwortete die Marquise, habe ich keine Stunde verfließen lassen, ohne Gott zu bitten

sein Herz zu rühren. Bis jetzt hat mich der Herr nicht erhört. Ich habe allein gelebt, am häufigsten in Schmerz und in Thränen, Sie wissen es, mein Vater. Ich habe in der Einsamkeit über Irrthümer gestöhnt, die ich nicht zu bekämpfen vermochte; Gott hielt mich wahrscheinlicher Weise nicht für rein genug, um mich siegreich zu machen. Ich mußte noch leiden, um diese Gnade zu erkaufen. Ich werde leiden! Der Wille des Allmächtigen geschehe.

Während dieser Zeit befand sich hinter der Marquise und dem Pater Delar der Erzieher in Gesellschaft der Kinder, und fast eben so jung als sie, — der Abbé war erst achtzehn Jahre alt, theilte er ihre Belustigungen.

— Mein Bruder, sagte der Jüngere zu dem Aelteren, weißt Du, welches jetzt das am Hofe in der Mode stehende Spiel ist?

— Ja, ohne Zweifel, mein Vater hat es mir gestern beim Abendessen gesagt, es ist das L'Hombre.

— Wohlan! spielen wir L'Hombre.

— Unmöglich; zuvörderst müßten wir Karten haben, und dann wissen wir nicht, wie man es spielt.

— Es gibt einen, der l'Hombre ist.

— Und der andere?

— Ah! Der Andere hat Furcht, wie ich vermuthe, und dann verliert er.

— Mein Bruder, sagte der Aeltere, sprechen wir nicht von Karten, Du weißt, daß unsere Mutter es nicht gern hat und behauptet, daß die Karten Unglück bringen.

Im selben Augenblicke stand Frau von Chauvelin auf.

— Meine Mutter geht in den Park, antwortete der

Jüngere, indem er ihr mit den Augen folgte, und dem zu Folge wird sie uns nicht sehen. Außerdem würde der Herr Abbé, der bei uns ist, es uns sagen, wenn es unrecht wäre.

— Es ist immer unrecht, seiner Mutter Kummer zu machen, sagte der Erzieher.

— O! Aber mein Vater spielt an dem Hofe, erwiderte das Kind mit jener logischen Hartnäckigkeit, welche sich wie alle Schwächen an jede ein wenig beruhigende Stütze klammert. Wir können also spielen, da mein Vater spielt.

Der Abbé fand nichts zu antworten, und das Kind fuhr fort:

— Sehen Sie, da nimmt meine Mutter Abschied von dem Pater Delar; sie begleitete ihn nach dem Gitterthore zurück ... er wird sich entfernen. Warten wir: sobald der Pater Delar sich entfernt hat, wird Mama in ihr Betzimmer zurückkehren; wir werden hinter ihr in das Schloß zurückkehren, Karten verlangen und spielen.

Die Kinder folgten ihrer Mutter mit den Augen in der zunehmenden Dunkelheit, in welcher sie verschwand, indem sie sich entfernte.

Es war gerade einer jener reizenden Abende, welche der Hitze des Monats Mai vorausgehen; die noch laublosen Bäume ließen nach ihren geschwollenen und wolligen Knospen das nahe Laub ahnen. Einige frühzeitigere Bäume, wie die wilden Kastanien und die Linden, begannen ihre Hülle springen zu lassen, und den Frühlingsschatz, den sie enthielten, zu Tage zu fördern.

Die Luft war ruhig und begann sich mit diesen Eintagsfliegen zu bevölkern, welche mit dem Frühlinge entstehen und mit dem Herbste verschwinden. Man sah sie zu Tausenden in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne schwärmen, welche aus dem Flusse ein langes Band von Gold und von Purpur machten, während im Osten, das heißt nach dem Theile des Parkes, in welchem sich Frau von Chauvelin verloren hatte, alle Gegenstände in jenen schönen bläulichen Farben zu verschmelzen begannen, die nur gewissen bevorrechtigten Epochen des Jahres angehörten.

Es herrschte eine unermeßliche, mit einem unendlichen Glanze gemischte Ruhe in der ganzen Natur.

Mitten in dieser Ruhe schlug die Schloßuhr die siebente Stunde, und hallte lange in der Abendluft nach.

Plötzlich stieß die Marquise, welche Abschied von dem Camaldulensermönche nahm, einen lauten Schrei aus.

— Was gibt es? fragte der ehrwürdige Pater, indem er wieder umkehrte, und was haben Sie, Frau Marquise?

— Ich, Nichts! Nichts! O mein Gott! — und die Marquise erbleichte sichtlich.

— Aber Sie schrieen auf . . . Sie werden irgend einen Schmerz empfunden haben . . . Sie erbleichen selbst in diesem Augenblicke. Was haben Sie? Im Namen des Himmels, was haben Sie?

— Unmöglich. Meine Augen täuschen mich.

— Was sehen Sie? reden Sie, reden Sie, gnädige Frau.

— Nein, Nichts.

Der Camaldulensermönch drang weiter in sie.

—Nichts, Nichts, sage ich Ihnen, erwiderte Frau von Chauvelin. — Nichts!

Und ihre Stimme erstarb auf ihren Lippen, und ihr Blick blieb starr, während ihre wie Elfenbein weiße Hand sich langsam erhob, um einen Gegenstand anzudeuten, den der Mönch nicht sah.

—Ich bitte Sie inständigst, gnädige Frau, beharrte der Pater Delar, sagen Sie mir, was Sie sehen.

—O! Ich sehe Nichts, nein, nein, es ist Wahnsinn, rief Frau von Chauvelin aus, und doch . . . o! Aber sehen Sie doch, sehen Sie doch!

—Wo das?

—Dort, dort, sehen Sie?

—Ich sehe Nichts.

—Sie sehen Nichts, dort, dort? . . .

—Durchaus Nichts; aber Sie gnädige Frau, sagen Sie, was sehen Sie?

—O! Ich sehe, ich sehe . . . aber nein, es ist unmöglich.

—Sagen Sie es.

—Ich sehe Herrn von Chauvelin im Hofkleide, aber bleich und indem er langsamen Schrittes geht; er ist dort vorübergekommen, dort.

—Mein Gott!

—Ohne mich zu sehen! Begreifen Sie? und wenn er mich gesehen hat, ohne mich anzureden! Was noch weit seltsamer ist.

— Und sehen Sie ihn in diesem Augenblicke immer noch?

— Immer noch.

Und der Finger und die Augen der Marquise deuteten die Richtung an, welche der den Blicken des Pater Delar unsichtbar gebliebene Marquis einschlug.

— Und wohin geht er, gnädige Frau?

— Nach der Seite des Schlosses; er geht dort an der großen Eiche vorüber, dort ... er streift die Bank. Sehen Sie, sehen Sie, da nähert er sich den Kindern; er wendet sich hinter das Dickicht. Er verschwindet. O! Wenn die Kinder immer noch da sind, wo sie waren, so ist es unmöglich, daß sie ihn nicht sehen.

Im selben Augenblicke erschallte ein Schrei, welcher Frau von Chauvelin erbeben ließ.

Die beiden Kinder hatten diesen Schrei ausgestoßen.

Er hatte so traurig und so schaurig in dem Raume und in der Finsterniß geklungen, daß die Marquise beinahe rücklings zu Boden gesunken wäre.

Der Pater Delar fing sie in seinen Armen auf.

— Hören Sie? murmelte sie, hören Sie?

— Ja, antwortete der Pater Delar, es ist in der That ein Schrei ausgestoßen worden.

Fast sogleich sah oder fühlte vielmehr die Marquise ihre beiden Kinder herbeieilen. Ihr rascher, athemloser Lauf erschallte auf dem Kiese der Alleen.

— Meine Mutter! Meine Mutter! Haben Sie gesehen? rief der Aeltere.

—Meine Mutter! Meine Mutter! Haben Sie gesehen? rief der Jüngere.

—O! Gnädige Frau, hören Sie sie nicht, sagte der Abbé, indem er ihnen nachlief und ganz außer Athem kam, um sie zu erreichen, so rasch war ihr Lauf.

—Nun denn! Meine Kinder, was gibt es? fragte Frau von Chauvelin.

Aber die beiden Kinder antworteten nicht und drückten sich bloß an sie.

—Nun denn, sagte sie, sie liebkosend, was hat sich zugetragen? sprecht.

Die beiden Kinder sahen einander an.

—Sprich Du, sagte der Aeltere zu dem Jüngeren.

—Nein, sprich Du.

—Nun denn! Mama, sagte der Aeltere, nicht wahr, Sie haben ihn wie wir gesehen?

—Hören Sie? rief die Marquise aus, deren Arme sich gen Himmel erhoben; hören Sie, mein Vater?

Und sie drückte mit ihren erstarrten Händen die schaudernde Hand des Camaldulensermönches.

—Gesehen? Wen gesehen? fragte dieser erbebend.

—Ei, meinen Vater, sagte der Jüngere der beiden Knaben, haben Sie ihn nicht gesehen, meine Mutter? er kam indessen von Ihrer Seite, er muß ganz nahe an Ihnen vorübergekommen sein.

—O! Welches Glück, sagte der Aeltere, indem er in seine Hände klatschte, Papa kehrt zurück.

Frau von Chauvelin wandte sich nach dem Abbé um.

—Gnädige Frau, sagte dieser, welcher ihren fragen-

den Blick verstand, ich kann Ihnen versichern, daß die jungen Herren sich irren, wenn sie behaupten den Herrn Marquis gesehen zu haben. Ich war bei ihnen, und ich versichere, daß Niemand . . .

— Und ich, mein Herr, sagte der Aeltere, ich sage Ihnen, daß ich so eben Papa gesehen habe, wie ich Sie sehe.

— Pfui! Herr Abbé, pfui! Was das garstig ist zu lügen! sagte der jüngere der beiden Knaben.

— Das ist sonderbar! sagte der Pater Delar.

Die Marquise schüttelte den Kopf.

— Sie haben Nichts gesehen, gnädige Frau, wiederholte der Erzieher; Nichts, durchaus Nichts?

— Warten Sie, äußerte die Marquise.

Indem sie sich hierauf mit jenem sanften mütterlichen Ausdrucke, dem Gott zulächelt, an ihre beiden Söhne wandte, sagte sie:

— Meine Kinder, Ihr sagt, daß Ihr Euren Vater gesehen habt?

— Ja, Mama! antworteten beide Kinder zugleich.

— Wie war er gekleidet?

— Er trug seinen rothen Hoffrack, sein blaues Band, eine mit Gold gestickte weiße Weste, ein Beinkleid von Sammet gleich dem Fracke, seidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen und seinen Degen an der Seite.

Und während der Aeltere das Kostüm seines Vaters beschrieb, machte der Jüngere Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe.

Und während der Jüngere Zeichen der Zustimmung

machte, drückte Frau von Chauvelin mit immer eisigerer Hand die Hand des Camaldulensermönchs. So war es, wie auch sie ihren Gatten hatte vorüberkommen sehen.

—Und hatte Euer Vater nichts Besonderes? sagt.

—Er war sehr bleich, sagte der Aeltere.

—O! Ja, sehr bleich, sagte der Jüngere; man hätte glauben können, es sei ein Todter.

Jedermann erbebte, Mutter, Abbé, Beichtvater, der Eindruck des Schreckens war so groß, daß man ihn in den Worten des Knaben erkennen konnte.

—Wo ging er hin? fragte endlich die Marquise mit einer Stimme, der sie vergebens Festigkeit geben wollte.

—Nach der Seite des Schlosses, sagte der Aeltere.

—Ich, sagte der Jüngeee, ich habe mich im Laufen umgewandt und gesehen, wie er die Freitreppe hinaufging.

—Hören Sie? Hören Sie? flüsterte die Mutter dem Mönche in's Ohr.

—Ja, gnädige Frau, ich höre, aber ich gestehe, daß ich nicht begreife. Wie sollte Herr von Chauvelin zu Fuß durch das Gitterthor gegangen sein, ohne vor Ihnen stehen zu bleiben? Wie sollte er an seinen Söhnen vorübergegangen sein, ohne wieder stehen zu bleiben? Wie sollte er endlich in das Schloß gegangen sein, ohne daß Jemand von den Dienern ihn erblickt, ohne daß er Jemand verlangt hätte?

—Sie haben Recht, sagte der Abbé, und Alles das ist schlagende Wahrheit.

—Außerdem, fuhr der Pater Delar fort, läßt sich der Beweis leicht führen.

—Wir wollen nachsehen, riefen die beiden Knaben aus, indem sie sich anschickten nach dem Schlosse zu laufen.

—Und ich auch, sagte der Abbé.

—Und ich auch, murmelte die Marquise.

—Gnädige Frau, antwortete der Camuldulensermönch, Sie sind ganz aufgeregt, ganz bleich vor Schrecken und wenn es Herr von Chauvelin wäre, ich nehme an, daß er es sei, ist denn da Ursache vorhanden zu erschrekken?

—Mein Vater, sagte die Marquise, indem sie den Mönch anblickte, finden Sie nicht, daß das Ereigniß sehr sonderbar wäre, wenn er so geheimnißvoll und allein gekommen wäre?

—Das ist es, weshalb wir uns Alle getäuscht haben, gnädige Frau. Deshalb muß man glauben, daß sich ohne Zweifel irgend ein Fremder, ein Missethäter vielleicht, eingeschlichen hat.

—Aber ein Missethäter, so bös er auch sein möge, sagte der Abbé, hat einen Körper, und diesen Körper hätten Sie und auch ich gesehen, mein Vater, während das Seltsame bei der Sache gerade das ist, daß die Frau Marquise und die jungen Herren gesehen haben und daß nur wir Nichts gesehen haben.

—Gleichviel, erwiderte der Mönch, in dem einen wie in dem andern Falle wäre es vielleicht besser, daß die Frau Marquise und ihre Kinder sich in die Orangerie zurückzögen, während wir nach dem Schlosse gehen; wir werden die Leute rufen und uns von dem überzeugen, was sich zugetragen hat. Gehen Sie, gnädige Frau, gehen Sie.

Der Marquise fehlte alle Kraft; sie gehorchte maschienenmäßig und zog sich mit ihren beiden Söhnen in die Orangerie zurück, ohne einen einzigen Augenblick lang die Fenster des Schlosses aus dem Gesicht verloren zu haben.

Indem sie hierauf niederkniete, sagte sie:

—Laßt uns immerhin beten, meine Söhne, denn es gibt eine Seele, die mich auffordert, in diesem Augenblicke zu beten.

XII.

Das schwarze Siegel.

Während dessen hatten der Mönch und der Abbé ihren Weg nach dem Schlosse fortgesetzt; aber vor der großen Thüre angelangt, waren sie stehen geblieben und hatten einen Rath gehalten, um zu beschließen, ob sie nicht zuvor nach den Dienstwohnungen gehen sollten und dort, um eine Untersuchung in den Gebäuden anzustellen, die Leute abzuholen, welche um diese Stunde zum Nachtessen versammelt waren.

Dieser Vorschlag war von dem vorsichtigen Camaldulensermönch gemacht worden, und der Abbé war ganz bereit ihm beizustimmen, als sie eine kleine Thür aufgehen, Bonbonne erscheinen und den alten Intendanten so schnell auf sie zueilen sahen, als sein hohes Alter es ihm erlaubte. Er war bleich, zitternd, gestikulirte sehr und sprach mit sich selbst.

—Was gibt es? fragte der Abbé, indem er ihm einige Schritte entgegenging.

—Ach! Mein Gott! Mein Gott! rief Bonbonne aus.

—Was ist Ihnen denn begegnet? fuhr der Camaldulensermönch fort.

—Was mir begegnet ist? Ich habe eine schreckliche Erscheinung gehabt.

Der Mönch und der Abbé sahen einander an.

—Eine Erscheinung! wiederholte der Mönch.

—Gehen Sie doch! Das ist unmöglich, sagte der Abbé.

—Dem ist so, sage ich Ihnen, sagte Bonbonne darauf beharrend.

—Und was war das für eine Erscheinung? sagen Sie.

—Ja, was haben Sie gesehen?

—Was ich gesehen habe? Ich weiß noch nicht recht was; aber am Ende habe ich gesehen.

—Dann erklären Sie Sich.

—Nun denn! Ich befand mich in meinem gewöhnlichen Arbeitszimmer, unter dem großen Kabinette des Herrn Marquis, das, wie Sie wissen, mit diesem Kabinette durch eine geheime Treppe in Verbindung steht. Ich durchblätterte nochmals die Urkunden, um mich zu versichern, daß wir Nichts in der Abfassung des für die Zukunft der ganzen Familie so nothwendigen Testamentes vergessen hätten. Es hatte so eben sieben Uhr geschlagen; plötzlich hörte ich in dem Zimmer gehen, das ich gestern

hinter dem Herrn Marquis verschlossen und dessen Schlüssel ich in meiner Tasche hatte.

Ich horchte. Es waren wirklich Schritte. Ich horchte nochmals, diese Schritte erschallten über meinem Kopfe. Es befand sich Jemand oben! Das ist nicht Alles, ich hörte die Schubladen in dem Schreibpulte des Herrn von Chauvelin aufmachen. Ich hörte den vor dem Schreibtische stehenden Sessel rücken, und das ohne Vorsicht, was mir immer außerordentlicher schien. Mein erster Gedanke war, daß Diebe in das Schloß gedrungen wären. Aber diese Diebe waren sehr unvorsichtig oder ihrer Sache sehr sicher. Was nun thun? Die Dienerschaft rufen? Sie befindet sich in den Dienstwohnungen an dem andern Ende des Hauses. Während ich sie geholt hätte, hätten die Diebe Zeit gehabt zu fliehen. Ich nahm meine Doppelflinte und ging die kleine Treppe hinauf, welche aus meinem Zimmer in das Kabinet des Herrn Marquis führt. In dem Maße, als ich die letzten Stufen erreichte, horchte ich immer aufmerksamer. Ich hörte nicht allein immer noch Geräusch, sondern auch Stöhnen, Röcheln, kurz unartikulirte Töne ausstoßen, die mir bis auf den Grund der Seele drangen, denn, ich muß es Ihnen wohl gestehen, jemehr ich mich näherte, desto mehr schien es mir, als ob ich die Stimme des Herrn Marquis hörte und erkannte.

—Sonderbar! rief der Abbé aus.

—Ja, ja, sonderbar, antwortete der Mönch. — Fahren Sie fort, Bonbonne, fahren Sie fort.

—Endlich, begann der Intendant wieder, wobei er

sich den beiden Andern näherte, wie um eine Zuflucht bei ihnen zu suchen, endlich blickte ich durch das Schlüsselloch und sah ein helles Licht in dem Zimmer, obgleich es finstere Nacht und die Läden verschlossen, von mir selbst verschlossen waren.

—Weiter?

—Das Geräusch dauerte fort. Es waren Klagen wie ein Todesröcheln. Ich hatte keinen Tropfen Blut in den Adern. Ich wollte indessen bis ans Ende sehen. Ich überwand mich. Ich hielt meine Augen nochmals an das Schlüsselloch, und unterschied angezündete Kerzen um einen Sarg herum.

—O! Sie sind von Sinnen, mein lieber Herr Bonbonne, sagte der Mönch, indem er unwillkürlich schauderte.

—Ich habe gesehen, ich habe gesehen, mein Vater.

—Aber Sie werden falsch gesehen haben, sagte der Abbé.

—Ich sage Ihnen, Herr Abbé, daß ich die Sache gesehen habe, wie ich Sie sehe; ich sage Ihnen, daß ich weder meine Geistesgegenwart, noch meinen Verstand verloren habe.

—Und dennoch sind Sie erschreckt entflohen!

—Durchaus nicht, ich bin im Gegentheile geblieben, indem ich Gott und meinen Schutzpatron bat, mir Kraft zu verleihen. Aber plötzlich ließ sich ein großes Gepolter hören, die Kerzen erloschen, und Alles war wieder in die Finsterniß zurückgekehrt. Nun erst bin ich hinabgegangen, habe das Schloß verlassen und Sie erblickt. Jetzt sind wir vereinigt. Hier ist der Schlüssel des Kabinettes. Sie

sind Geistliche, und dem zu Folge frei von abergläubischen Schrecken. Wollen Sie mit mir kommen, damit wir uns mit unseren eigenen Augen von dem Zustande der Dinge überzeugen?

—Wir wollen nachsehen, sagte der Camaldulensermönch.

Wir wollen sehen, wiederholte der Abbé.

Und alle drei gingen in das Schloß, nicht durch die kleine Thür, durch welche Bonbonne herausgekommen war, sondern durch die große Thüre, durch welche der Marquis eingetreten war.

Indem sie auf dem Vorplatze vor einer großen Familienuhr mit dem Wappen der Chauvelins vorüberkamen, erhob der Intendant die Kerze, die er angezündet hatte.

—Ah! sagte er, das ist sonderbar; es muß Jemand Hand an diese Uhr gelegt und sie angehalten haben.

—Warum das?

—Weil ich sie seit meiner Kindheit auf dem Schlosse gesehen, und sie seit meiner Kindheit unveränderlich ging.

—Nun denn!

—Nun denn! Sehen Sie nicht, daß sie stehen geblieben ist?

—Um sieben Uhr, sagte der Mönch.

—Um sieben Uhr, wiederholte der Abbé.

Und Beide blickten sich nochmals einander an.

—Am Ende! murmelte der Abbé.

Der Mönch sagte einige Worte, welche einem Gebete glichen.

Hierauf gingen sie die Ehrentreppe hinauf und schrit-

ten durch die verschlossene und einsame Wohnung des Marquis. Diese unermeßlichen, durch den schwankenden Schein einer einzigen Kerze, welche der Intendant trug, erleuchteten Zimmer, waren feierlich und schaudererregend.

Als sie an die Thüre des Kabinettes gelangten, klopften ihre Herzen gewaltig; sie blieben stehen und horchten.

— Hören Sie? fragte der Intendant.

— Vollkommen, sagte der Abbé.

— Was? fragte der Mönch.

— Wie! Sie hören diese Art von Röcheln nicht, wie es eine Person im Todeskampfe ausstoßen würde?

— Es ist wahr, sagten die beiden Begleiter des Intendanten zu gleicher Zeit.

— Ich irrte mich also nicht? begann dieser wieder.

— Geben Sie mir den Schlüssel, sagte der Vater Delar, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, wir sind Männer, rechtschaffene Leute, Christen, wir dürfen Nichts fürchten, treten wir ein.

Er schloß die Thür auf, und welches Vertrauen der Mann Gottes zu Gott auch hatte, seine Hand zitterte, als er den Schlüssel in das Schloß steckte; sobald die Thüre geöffnet war, blieben alle drei auf der Schwelle stehen.

Das Zimmer war leer.

Sie traten langsamen Schrittes in das unermeßliche, von Büchern und von Gemälden umgebene Kabinet; Alles befand sich auf seinem Platze, ausgenommen das Porträt des Marquis, welches den Nagel heruntergerissen hatte, an dem es hing, von der Wand herabgefallen war, und

auf dem Boden lag, die Leinwand war an der Stelle des Kopfes zerrissen.

Der Abbé zeigte das Porträt dem Intendanten und athmete wieder auf.

—Das ist die Ursache Ihres Schreckens, sagte er.

—Ja, das in Betreff des Geräusches, antwortete der Intendant; aber die Klagen, welche wir gehört haben, hat sie etwa das Porträt ausgestoßen?

—Wahr ist es, sagte der Mönch, daß wir ein Aechzen gehört haben.

—Und auf diesem Tische? rief plötzlich Bonbonne aus.

—Was? Was gibt es auf diesem Tische? fragte der Abbé.

—Diese kaum ausgelöschte Kerze, sagte Bonbonne, diese Kerze, welche noch raucht, und fühlen Sie diese Stange Siegellack an, die noch nicht einmal erkaltet ist.

—Es ist wahr, sagten die beiden Zeugen dieses fast wunderbaren Vorfalles.

—Und, fuhr der Intendant fort, dieses Siegel, das der Herr Marquis an seiner Uhr trug, und mit dem sich der an seinen Notar addressirte Umschlag versehen befindet, ohne versiegelt zu sein.

Der Abbé ließ sich mehr todt als lebendig auf einen Sessel nieder; er hatte nicht die Kraft, zu entfliehen.

Der Mönch blieb stehen, und ohne sichtbaren Schrekken, wie ein Mann, der sich von den irdischen Dingen losgesagt hat, versuchte er dieses Geheimniß zu erforschen,

dessen Ursache er nicht kannte, dessen Wirkung er sah, aber dessen Zweck er nicht begriff.

Während dieser Zeit wandte der Intendant, dem seine Ergebenheit Muth verlieh, die Blätter des Testamentes, das er am Tage zuvor mit seinem Herrn geprüft hatte, eines nach dem andern um.

An die letzte Seite gelangt, bedeckte ein kalter Schweiß seine Stirne.

— Das Testament ist unterzeichnet, murmelte er.

Der Abbé sprang von dem Stuhle auf, der Mönch neigte sich über den Tisch, der Intendant blickte sie nach der Reihe an.

Es entstand zwischen diesen drei Männern ein Augenblick schrecklichen Schweigens; der herzhafteste von den Dreien fühlte seine Haare sich auf seinem Kopfe sträuben.

Endlich richteten alle drei die Augen wieder auf das Testament.

Ein Nachtrag war ihm hinzugefügt worden, von dem die Tinte noch frisch war.

Er war in folgenden Ausdrücken abgefaßt:

„Mein Wille ist, daß meine Leiche bei den Karmelitern des Platzes Maubert, neben meinen Vorfahren begraben werde.

„Erlassen auf dem Schlosse Grosbois, den 27. April 1774, um 7 Uhr Abends.

Unterz. Chauvelin.“

Die beiden Unterschriften und der Nachtrag waren von einer weniger festen Hand, als das übrige Testament, aber indessen vollkommen leserlich geschrieben.

— Ein De profundis, meine Herren, sagte der Intendant, denn es ist augenscheinlich, daß der Herr Marquis gestorben ist.

Die drei Männer knieeten frommer Weise nieder, und verrichteten mit einander das Todtengebet; nach einigen, in feierlicher Andacht zugebrachten Minuten, standen sie wieder auf.

— Mein armer Herr, sagte Bonbonne, er hatte mir sein Wort gegeben hierher zurückzukehren, um dieses Testament zu unterzeichnen, und er hat es gehalten. Gott habe Erbarmen mit seiner Seele.

Der Intendant steckte das Testament in den Umschlag, und, indem er seine Kerze wieder nahm, forderte er seine Begleiter mit einem Zeichen auf, das Zimmer zu verlassen.

Dann sagte er laut:

— Wir haben hier Nichts mehr zu thun, gehen wir wieder zu der Wittwe und den Waisen.

— Sie werden dieses Packet nicht der Marquise geben, sagte der Abbé. O! Mein Gott! Thun Sie um des Himmels Willen so etwas nicht.

— Seien Sie unbesorgt, sagte der Intendant, dieses Packet wird meine Hände nur verlassen, um in die des Notars überzugehen; mein Herr hat mich zum Testamentsvollstrecker erwählt, da er erlaubt hat, daß ich das sähe, was ich gesehen, und daß ich das hörte, was ich gehört habe. Ich werde nicht eher ruhen, als bis sein letzter Wille ausgeführt ist, dann werde ich zu ihm gehen. Augen, welche Zeugen solcher Dinge gewesen sind, müssen sich bald schließen.

Und indem er so sprach, verließ Bonbonne zuletzt das Kabinet, und verschloß die Thüre desselben, alle drei waren die Treppe hinabgegangen, hatten einen schüchternen Blick auf die um sieben Uhr stehen gebliebene Uhr geworfen, und gingen, die Freitreppe hinabschreitend, nach der Orangerie, wo die Marquise und ihre beiden Kinder sie erwarteten.

Alle drei beteten noch, die Mutter auf den Knieen, ihre beiden Söhne neben ihr stehend.

—Nun denn! rief sie aus, indem sie bei dem Anblicke der drei Männer heftig aufstand, nun denn!

—Was gab es? fragten die Kinder.

—Setzen Sie Ihr Gebet fort, gnädige Frau, sagte der Pater Delar, Sie hatten sich nicht geirrt; durch eine besondere, ohne Zweifel Ihrer Frömmigkeit bewilligte Gunst, hat Gott zugelassen, daß die Seele des Herrn von Chauvelin herkomme, um von Ihnen Abschied zu nehmen.

— O! Mein Vater, rief die Marquise aus, indem sie beide Hände gen Himmel erhob, Sie sehen wohl, daß ich mich nicht irrte.

Und auf ihre Kniee zurückfallend, begann sie ihr unterbrochenes Gebet wieder, indem sie den Kindern einen Wink gab, ihrem Beispiele zu folgen.

Zwei Stunden nachher erschallte ein Geklingel von Schellen in dem Hofe, und ließ Frau von Chauvelin, welche zwischen den Betten ihrer beiden eingeschlafenen Kinder saß, den Kopf erheben.

Eine Stimme erschallte auf der Treppe, welche rief: —Ein Courier des Königs!

Im selben Augenblicke trat ein Bedienter ein, und übergab der Marquise einen langen, schwarz gesiegelten Brief.

Das war die officielle Nachricht, daß der Marquis um sieben Uhr Abends an einem Schlagflusse gestorben war, während er mit dem Könige Karte spielte.

XIII.

Der Tod Ludwigs XV.

Seit dem Tode des Herrn von Chauvelin sah man den König selten lächeln. Man hätte sagen können, daß das Gespenst des Marquis, bei allen Schritten, welche er that, an seiner Seite ginge. Das Fahren allein zerstreute ihn ein Wenig. Man vervielfältigte die Reisen. Der König ging von Rambouillet nach Compiègne, von Compiègne nach Fontainebleau, von Fontainebleau nach Versailles, nach Paris niemals. Seit seiner Empörung in Bezug auf die Blutbäder war Paris dem Könige ein Gräuel.

Aber statt ihn zu zerstreuen, führten alle diese schönen Residenzen ihn auf die Vergangenheit zurück, die Vergangenheit zu den Erinnerungen, die Erinnerungen zu den Betrachtungen. Aus diesen traurigen, bitteren, tiefen Betrachtungen vermogte Madame Du Barry ihn allein zu

reißen, und es war wahrhaft zum Erbarmen, die Mühe zu sehen, welche sich dieses junge und hübsche Wesen gab, nicht den Körper, sondern das Herz des Greises wieder zu erwärmen.

Während dieser Zeit löste sich die Gesellschaft auf, wie die Monarchie; den philosophischen Einflößungen Voltaires, d'Alemberts und Diderots folgten die scandalösen Schriften Beaumarchais. Beaumarchais gab seine merkwürdige Denkschrift gegen den Rath Goezmann heraus, und dieser Richter, Mitglied des Gerichts von Meaupou, wagte nicht mehr, auf seinem Sitze zu erscheinen.

Beaumarchais ließ seinen Barbier von Sevilla einstudiren, und man sprach bereits von den Vermessenheiten, welche der Philosoph Figaro auf der Bühne vortragen würde.

Ein Abenteuer des Herrn von Fronsac hatte Scandal gemacht. Zwei Abenteuer des Herrn Marquis von Sade hatten Abscheu erregt.

Die Gesellschaft ging nicht mehr an dem Abgrunde, sie ging an der Kloake.

Alle diese Anekdoten waren sehr schimpflich, sehr schmutzig, aber es waren die einzigen, welche den König belustigten. Herr von Sartines hatte ihm daraus ein Journal gemacht, das war wieder ein sinnreicher Einfall der Madame Du Barry, — ein Journal, das Seine Majestät Morgens in seinem Bette las. Dieses Journal wurde in allen schlechten Häusern von Paris, und besonders bei der berüchtigten Gourdan abgefaßt.

Eines Tages erfuhr der König durch dieses Journal,

daß Herr von Lorry, Bischof von Tarbes, am Tage zuvor die Schamlosigkeit gehabt hätte, nach Paris zurückzukehren, indem er in seinem offenen Wagen Frau Gourdan und zwei ihrer Kostgängerinnen zurückführte. Dieses Mal war es zu stark; der König ließ den Großalmosenier benachrichtigen, der den Bischof zu sich berief.

Glücklicher Weise erklärte sich zufällig Alles zum großen Ruhme der Züchtigkeit und der christlichen Liebe des Prälaten. Als er von Versailles zurückkehrte, hatte der Bischof von Tarbes, zu Fuße, auf der Heerstraße, drei Frauen neben einer zerbrochenen Kutsche gesehen; von Mitleid für ihre Verlegenheit ergriffen, hatte er ihnen einen Platz in seinem Wagen angeboten. Die Gourdan hatte den Vorschlag spaßhaft gefunden und ihn angenommen.

Und Niemand wollte diese Treuherzigkeit des Prälaten glauben, Jedermann sagte zu ihm: Wie! Sie kennen die Gourdan nicht? Wahrlich, das ist unglaublich!

Mitten unter diesen Umständen brach der merkwürdige musikalische Krieg zwischen den Anhängern Glucks und den Anhängern Piccinis aus; der Hof trennte sich in zwei Partheien.

Jung, poetisch, mit angeborenem musikalischen Talente, eine Schülerin Glucks, fand die Dauphine in unseren Opern nur eine Sammlung mehr oder minder angenehmer kleiner Arien. Als sie die Trauerspiele Racines aufführen sah, hatte sie den Einfall, ihrem Lehrer Iphigenia in Aulis zu übersenden und ihn aufzufordern, die Ströme seiner Musik über die harmonischen Verse Racines auszugießen. Nach Verlauf von sechs Monaten war

die Musik gemacht, und Gluck brachte seine Partitur selbst nach Paris.

Ein Mal in Paris, wurde Gluck der Günstling der Dauphine, und hatte zu jeder Stunde freien Zutritt in die kleinen Apartements.

Man muß sich an Alles, und besonders an das Grandiose gewöhnen. Die Musik Glucks machte bei ihrem Erscheinen nicht alle die Wirkung, welche sie hätte machen können. Für die leeren, für die ermüdeten Herzen ist der Gedanke Nichts; das Geräusch genügt; der Gedanke ist eine Beschwerde, das Geräusch eine Zerstreuung.

Die alte Gesellschaft zog die italienische Musik, die hellklingende Schelle der melodischen Orgel vor.

Aus Widerspruch und weil die Frau Dauphine der deutschen Musik den Vorzug gegeben hatte, ergriff Madame Du Barry Parthei für die italienische Musik, und sandte Piccini Texte, Piccini sandte Partituren zurück, und die junge und die alte Gesellschaft trennten sich in zwei Partheien.

Das kam daher, weil gänzlich neue Ideen in Mitte dieser alterthümlichen französischen Gesellschaft gleich unbekannten Blumen auftauchten, welche zwischen dem gespaltenen Pflaster von dunkler Farbe, zwischen den gesprungenen Steinen eines alten Schlosses wachsen.

Diese Ideen waren die englischen Ideen; die Gärten mit Tausend zurückweichenden Alleen, mit Gebüschen, Grasplätzen, Blumenkörben, Rasenmatten; es waren Landhäuser, Morgenspaziergänger ohne Puder und ohne Schminke, mit einem einfachen Strohhute mit breitem Rande, eine

Kornblume oder ein Tausendschönchen darauf; es waren Spaziergänger, die ein feuriges Pferd lenkten, gefolgt von Jokeis mit schwarzen Mützen, runden Jacken und ledernen Hosen; es waren Phaedons mit vier Rädern, welche Furore machten; Prinzessinnen wie Hirtinnen gekleidet, Schauspielerinnen wie Königinnen gekleidet. Es waren die Duthé, die Guimard, die Sophie Arnould, die Prairie, Cléophile, die sich mit Diamanten bedeckten, während die Dauphine, die Prinzessin von Lamballe, die Frauen von Polignac, von Langeac und von Adhémar sich nur mit Blumen zu schmücken verlangten.

Und bei dem Anblicke dieser ganzen neuen, dem Unbekannten zuschreitenden Gesellschaft, neigte Ludwig XV. immer mehr sein Haupt. Vergebens schwärmte die ausgelassene Gräfin, wie eine Biene summend, leicht, wie ein Schmetterling, glänzend, wie ein Colibri, um ihn herum; kaum erhob der König von Zeit zu Zeit seine schwere Stirn, auf welcher, wie man hätte sagen können, sich mit jedem Augenblicke der Stempel des Todes immer sichtbarer verbreitete.

Das kam daher, weil die Zeit verfloß; das kam daher, weil man in den zweiten Monat seit dem Tode des Marquis von Chauvelin eingetreten war; das kam daher, weil der 5. Mai herbeigekommen war, und weil es am 23. des Monats gerade zwei Monate wurden, seit der Marquis gestorben war.

Dann, wie als ob Alles sich verschwöre, um sich der traurigen Verschwörung anzuschließen, hatte der Abbé von Beauvais an dem Hofe gepredigt, und in seiner Predigt

über die Nothwendigkeit, sich zum Tode vorzubereiten, über die Gefahr der Unbußfertigkeit bis zum Tode, hatte er ausgerufen:

„Noch vierzig Tage, Sire, und Ninive wird zerstört sein.“

So daß, wenn er an Herrn von Chauvelin gedacht hatte, der König an den Abbé von Beauvais dachte; so daß, wenn er zu dem Herzoge von Ayen gesagt hatte:

— Am 23. wird es zwei Monate her sein, daß Chauvelin gestorben ist —

Er sich nach dem Herzoge von Richelieu umwandte, und murmelte:

— Vierzig Tage hat dieser verteufelte Abbé von Beauvais gesagt, nicht wahr?

Und Ludwig XV. fügte hinzu:

— Ich wollte, daß diese vierzig Tage vorüber wären.

Das war nicht Alles, der Kalender von Lüttich hatte in Bezug auf den Monat April gesagt:

— In dem Monate April wird eine, der am meisten begünstigten Frauen ihre letzte Rolle spielen.

So daß Madame Du Barry in das Jammern des Königs mit einstimmte, und von dem Monate April das sagte, was er von den vierzig Tagen sagte, nämlich:

— Ich wünschte wohl, daß dieser verfluchte Monat April vorüber wäre.

In diesem verfluchten Monat April, der Madame Du Barry so sehr erschreckte, und während der vierzig Tage, welche die Leidenszeit des Königs waren, verviel-

fältigten sich die Vorbedeutungen. Der Gesandte von Genua, den der König häufig sah, starb eines plötzlichen Todes. Der Abbé de la Ville, welcher zu seinem Lever kam, um ihm für die Stelle als Director der auswärtigen Angelegenheiten zu danken, die er ihm gegeben hatte, rollte von einem Schlagflusse, in seiner Gegenwart getroffen, zu seinen Füßen. Endlich schlug der Blitz, als der König auf der Jagd war, neben ihm ein.

Alles das machte ihn immer trauriger.

Man hatte Etwas von der Rückkehr des Frühlings gehofft; diese Natur, welche im Monat Mai ihr Leichentuch abschüttelt, diese Erde, welche wieder grün wird, diese Bäume, welche ihre Frühlingsgewänder anlegen, diese Luft, welche sich mit lebendigen Atomen bevölkert, diese Flammenhauche, welche mit den Lüften vorüberziehen, die Körper suchende Seelen zu sein scheinen: Alles das konnte diesem trägen Stoffe einiges Leben, dieser abgenutzten Maschine einige Bewegung wiedergeben.

Gegen die Mitte des Aprils sah Lebel bei ihrem Vater die Tochter eines Müllers, deren seltsame Schönheit ihn überraschte; er meinte, daß das ein Leckerbissen wäre, der den Appetit des Königs wieder wecken könnte, und er sprach ihm voll Begeisterung davon. Ludwig XV. willigte nachlässiger Weise in diesen neuen Zerstreuungsversuch ein.

Im Allgemeinen gingen die jungen Mädchen, welche Ludwig XV. mit seiner königlichen Güte beehren oder entehren sollte, bevor sie zu dem Könige gelangten, durch die

Untersuchung der Aerzte, dann durch die Hände Lebels und gelangten dann endlich zu dem Könige.

Dieses Mal war das junge Mädchen so frisch und so hübsch, daß alle diese Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt wurden, und, wären sie auch getroffen worden, so wäre es doch dem geschicktesten Arzte schwer gewesen, zu erkennen, daß sie seit einigen Stunden die Blattern hatte.

Der König hatte diese Krankheit bereits in seiner Kindheit gehabt, aber zwei Tage nach seinem Verkehr mit diesem jungen Mädchen zeigte sie sich ein zweites Mal.

Ein bösartiges Fieber kam hinzu, und machte die Lage schwieriger.

Am 29. April zeigte sich der erste Ausbruch, und der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, eilte nach Versailles herbei.

Dieses Mal war die Lage sonderbar. Die Reichung der Sacramente, wenn die Nothwendigkeit sich dazu fühlen ließe, konnte erst nach der Ausweisung der Concubine stattfinden, und diese Concubine, welche der Parthei der Jesuiten angehörte, deren Haupt Christoph von Beaumont war, diese Concubine hatte nach der Aussage des Erzbischofes selbst durch den Sturz des Ministers Choiseul und durch den Sturz des Parlamentes der Religion so wichtige Dienste erwiesen, daß es unmöglich war, sie den Kirchengesetzen gemäß zu entehren.

Die Häupter dieser Parthei waren mit Herrn von Beaumont und Madame Du Barry, der Herzog von Aiguillon, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Fronsac, Maupeou und Terray.

Derselbe Stoß mußte Alle stürzen, der Madame Du Barry stürzte. Sie hatten daher keinen Grund, sich gegen sie zu erklären.

Die Parthei des Herrn von Choiseul dagegen, welche überall, bis in dem Schlafzimmer des Königs war, verlangte die Ausweisung der Favoritin und eine schnelle Beichte; was merkwürdig zu sehen war, da es die Parthei der Philosophen, der Jansenisten und der Atheisten war, welche den König zur Beichte antrieben, während der Erzbischof von Paris, die Religiösen und die Frommen es waren, welche wünschten, daß der König sich weigere, zu beichten.

So war die seltsame Stimmung der Gemüther, als am 1. Mai um halb zwölf Uhr Vormittags der Erzbischof erschien, um den kranken König zu besuchen.

Als sie erfuhr, daß der Erzbischof angekommen wäre, entfloh die arme Madame Du Barry auf jeden Zufall hin.

Der Herzog von Richelieu war es, der dem Prälaten entgegen kam, dessen Absichten er noch nicht kannte.

— Gnädiger Herr, sagte der Herzog, ich beschwöre Sie, den König nicht durch diesen theologischen Antrag zu erschrecken, der so viele Kranke hat sterben lassen. Wenn Sie aber neugierig sind, hübsche und artige Sünden zu hören, so setzen Sie Sich dorthin, ich werde an der Stelle des Königs beichten und Ihnen so starke Sünden sagen, daß Sie deren keine ähnlichen gehört haben, seitdem Sie Erzbischof von Paris sind. Wenn Sie jetzt meinen Vorschlag nicht genehmigen, wenn Sie durchaus den König zur Beichte hören und in Versailles die Auf-

tritte des Bischofes von Soissons in Metz erneuern wollen, wenn Sie Madame Du Barry mit Glanz fortschicken wollen, so bedenken Sie die Folgen und Ihre eigenen Interessen; Sie sichern den Triumph des Herzogs von Choiseul, Ihres grimmigsten Feindes, von dem Sie zu befreien Madame Du Barry so viel beigetragen hat, und Sie verfolgen Ihre Freundin zu Gunsten Ihres Feindes; ja, gnädiger Herr, Ihre Freundin, und so sehr Ihre Freundin, daß sie noch gestern zu mir sagte: Der Herr Erzbischof möge uns in Ruhe lassen, und er wird seinen Kardinalshut erhalten, ich bin es, die es übernimmt und die Ihnen dafür bürgt.

Der Erzbischof von Paris hatte Herrn von Richelieu sprechen lassen, denn, obgleich im Grunde derselben Ansicht, als er, war es nöthig, daß es den Anschein hätte, als ob er überredet sei. Glücklicher Weise kamen der Herzog von Aumont, Madame Adelaide und der Bischof von Senlis sich dem Marschalle anzuschließen und dem Prälaten Waffen gegen sich selbst zu liefern. Es hatte das Ansehen, als ob er nachgäbe, versprach, Nichts zu sagen, und trat zu dem Könige ein, dem er durchaus nicht von der Beichte sprach, was den erlauchten Kranken so sehr zufrieden stellte, daß er auf der Stelle Madame Du Barry zurückberufen ließ, deren schöne Hände er vor Freude weinend küßte.

Am folgenden Morgen, am 2. Mai, befand sich der König ein wenig besser; statt Lamartinières, seines Leibarztes, hatte ihm Madame Du Barry ihre beiden Aerzte, Lorry und Bordeu gegeben. Den beiden Doctoren war

vor allen Dingen anempfohlen worden, dem Könige die Natur seiner Krankheit zu verhehlen, ihm die Lage zu verschweigen, in welcher er sich befände, und besonders den Gedanken von ihm zu entfernen, daß er krank genug wäre, um nöthig zu haben, seine Zuflucht zu den Priestern zu nehmen.

Diese Besserung der Gesundheit des Königs erlaubte der Gräfin wieder, einen Augenblick lang ihre freien Mienen, ihre gewöhnlichen Aeußerungen, ihre gewohnten Artigkeiten anzunehmen. Aber in dem Augenblicke selbst, wo es ihr gelang, den Kranken durch Einfälle und durch Witz lächeln zu lassen, erschien Lamartinière, dem man seinen freien Eintritt nicht genommen hatte, auf der Schwelle der Thür, und beleidigt durch den Vorzug, den man Lorry und Bordeu vor ihm gab, ging er gerade auf den König zu, fühlte ihm den Puls und schüttelte den Kopf.

Der König hatte ihn gewähren lassen, indem er ihn voll Schrecken anblickte. Dieser Schrecken vermehrte sich noch, als er das entmuthigende Zeichen sah, welches Lamartinière machte.

—Nun denn! Lamartinière?

—Nun denn! Sire, wenn meine Collegen Ihnen nicht gesagt haben, daß die Sache gefährlich wäre, so sind es Esel oder Lügner.

—Was habe ich nach Deiner Meinung, Lamartinière? fragte der König.

—Bei Gott! Sire, das ist nicht schwer zu sehen; Eure Majestät hat die Blattern.

—Und Du sagst, daß Du keine Hoffnung hast, mein Freund?

—Das sage ich nicht, Sire, ein Arzt verzweifelt niemals. Ich sage nur, daß wenn Eure Majestät nur den Namen nach der Allerchristlichste König ist, sie darüber nachdenken muß.

—Es ist gut, sagte der König.

Hierauf rief er Madame Du Barry und sagte zu ihr:

—Sie hören, meine Liebe, ich habe die Blattern, und meine Krankheit ist höchst gefährlich, zuvörderst wegen meines Alters, und dann wegen meiner andern Krankheiten. Lamartinière hat mich daran erinnert, daß ich der Allerchristlichste König und der älteste Sohn der Kirche bin, meine Liebe. Vielleicht werden wir uns trennen müssen. Ich will einen Auftritt gleich dem in Metz vermeiden. Benachrichtigen Sie den Herzog von Aiguillon von dem, was ich Ihnen sage, damit er mit Ihnen Anstalten trifft, um uns ohne Aufsehen zu trennen, wenn meine Krankheit sich verschlimmern sollte.

In dem Augenblicke, wo der König das sagte, begann die ganze Partei des Herzogs von Choiseul ganz laut zu murren, indem sie den Erzbischof der Gefälligkeit beschuldigte und sagte, daß er, um Madame Du Barry nicht zu stören, den König ohne Sakramente sterben lassen würde.

Diese Beschuldigungen gelangten zu den Ohren des Herrn von Beaumont, der, um ihnen ein Ende zu machen, den Entschluß faßte, nach Versailles in das Kloster

der Lazaristen zu gehen, um dadurch das Publikum zu täuschen, und den günstigen Moment zu benutzen, wo er seine religiösen Ceremonien anbringen könnte, um Madame Du Barry erst dann zu opfern, wenn der König sich in einem gänzlich rettungslosen Zustande befinden würde.

Es war am 3. Mai, wo der Erzbischof nach Versailles zurückkehrte; dort angekommen, wartete er.

Während dieser Zeit trugen sich um den König herum scandalöse Auftritte zu. Der Kardinal de la Roche-Aymon war der Meinung des Erzbischofs von Paris, und wünschte, daß Alles ohne Aufsehen vollbracht würde; dem war aber nicht so mit dem Bischofe von Carcassonne, welcher den Glaubenseiferer spielte, die Auftritte von Metz erneuerte und laut sagte: Daß es nöthig sei, daß der König die letzte Oelung erhielte, daß die Concubine ausgewiesen, daß die Gesetze der Kirche vollzogen würden, und daß der König dem christlichen Europa und Frankreich, das er scandalisirt hätte, ein Beispiel der Reue gäbe.

— Und mit welchem Rechte ertheilen Sie mir Rath? rief Herr de la Roche-Aymon unwillig geworden aus.

Der Bischof nahm sein Hirtenkreuz von seinem Halse ab, und hielt es dem Prälaten fast unter die Nase.

— Mit dem Rechte, welches mir dieses Kreuz verleiht, sagte er. Lernen Sie dieses Recht achten, gnädiger Herr, und lassen Sie Ihren König nicht ohne die Sakramente der Kirche sterben, deren ältester Sohn er ist.

Alles das trug sich in Gegenwart des Herrn von

Aiguillon zu. Er sah den ganzen Scandal ein, welcher aus einem solchen Streite hervorgehen würde, wenn er öffentlich bekannt wurde.

Er trat zu dem Könige ein.

—Nun denn! Herzog, sagte der König zu ihm, haben Sie meine Befehle ausgeführt?

—In Bezug auf Madame Du Barry, Sire?

—Ja.

—Ich habe warten wollen, bis sie mir von Eurer Majestät erneuert würden. Ich werde niemals Eile darauf verwenden, den König von den Personen zu trennen, welche ihn lieben.

—Ich danke, Herzog, aber es muß sein; nehmen Sie die arme Gräfin und führen Sie dieselbe ohne Aufsehen auf Ihr Landgut von Rueil; ich werde der Frau von Aiguillon Dank für die Aufmerksamkeiten wissen, welche sie für sie haben wird.

Trotz dieser sehr förmlichen Aufforderung wollte Herr von Aiguillon die Abreise der Favoritin noch nicht beschleunigen, und verbarg sie in dem Schlosse, indem er ihre Abreise für den folgenden Tag meldete. Diese Meldung besänftigte die geistlichen Forderungen ein wenig.

Der Herzog von Aiguillon hatte übrigens gut gethan, daß er Madame Du Barry in Versailles behalten hatte, denn im Laufe des Tages vom 4. verlangte sie der König mit so vieler Beharrlichkeit zurück, daß der Herzog ihm gestand, daß sie noch da wäre.

—Dann lassen Sie sie kommen, lassen Sie sie kommen, rief der König aus.

Madame Du Barry trat daher ein letztes Mal wieder ein . . .

Die Gräfin entfernte sich ganz in Thränen zerfließend; die arme Frau, welche gutmüthig, unüberlegt, liebenswürdig, nachgiebig war, liebte Ludwig XV., wie man einen Vater liebt.

Frau von Aiguillon ließ Madame Du Barry mit Mademoiselle Du Barry der älteren in die Kutsche steigen, und führte sie nach Rueil, um die Ereignisse abzuwarten.

Kaum hatte sie die Höfe verlassen, als der König sie nochmals zurück verlangte.

—Sie ist abgereist, antwortete man ihm.

—Abgereist? wiederholte der König, dann ist an mir die Reihe, gleichfalls abzureisen. — Befehlt, daß man zu der heiligen Genovefa betet.

Herr de la Brillière schrieb sogleich an das Parlament, welches in äußersten Fällen das Recht hatte, die alte Reliquie zu öffnen oder zu schließen.

Die Tage des 5. und des 6. verflossen, ohne daß man von der Beichte, dem Abendmahle oder der letzten Oelung sprach. Der Pfarrer von Versailles erschien in der Absicht, den König zu dieser frommen Feier vorzubereiten; aber er begegnete dem Herzog von Fronsac, der ihm sein adeliges Wort gab, daß er ihn bei dem ersten Worte, das er darüber sagte, aus dem Fenster werfen würde.

—Wenn ich mich im Fallen nicht tödte, antwortete der Pfarrer, so werde ich durch die Thür zurückkehren, denn das ist mein Recht.

Aber am 7. um 3 Uhr Morgens verlangte der König dringend nach dem Abbé Mandoux, einen armen Priester ohne Ränke, einen gutmüthigen Geistlichen, den man ihm zum Beichtvater gegeben hatte, und der blind war.

Seine Beichte dauerte siebenzehn Minuten.

Als die Beichte beendigt, wollten die Herzöge de la Brillière und d'Aiguillon das Abendmahl verzögern; aber Lamartinière, ein persönlicher Feind der Madame Du Barry, welche Lorry und Bordeu bei dem Könige eingeführt hatte, sagte, indem er sich dem Könige näherte:

— Sire, ich habe Eure Majestät unter sehr schwierigen Umständen gesehen, aber niemals habe ich Sie wie heute bewundert; wenn sie mir folgen will, so wird sie auf der Stelle das beendigen, was sie so gut begonnen hat.

Der König ließ nun Mandoux zurückberufen, und Mandoux ertheilte ihm die Absolution. Was die glänzende Genugthuung anbetrifft, welche Madame Du Barry feierlicher Weise vernichten sollte, so war keine Rede mehr davon. Der Großalmosenier und der Erzbischof hatten gemeinschaftlich folgende Formel aufgesetzt, welche in Gegenwart des letzten Abendmahles proclamirt wurde:

Obgleich der König nur Gott allein Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig ist, so erklärt er doch, daß er es bereut, seinen Unterthanen Aergerniß verursacht zu haben, und daß er nur noch für die Aufrechterhaltung der Religion und für das Glück seiner Völker zu leben wünscht.

Die durch Madame Louise, welche ihr Kloster verlassen hatte, um ihren Vater zu verpflegen, vermehrte königliche Familie empfing das heilige Sakrament am Fuße der Treppe.

Während der König die Sakramente empfing, schrieb der Dauphin, den man von dem Könige entfernt hielt, da er die Blattern nicht gehabt hatte, an den Abbé Terray:

„Herr Generalcontroleur,

Ich bitte Sie, an die Armen der Gemeinden von Paris zwei Mal Hundert Tausend Livres vertheilen zu lassen, um für den König zu beten. Wenn Sie finden, daß das zu theuer ist, so behalten Sie dieselben von dem Jahrgehalte der Frau Dauphine und dem meinigen zurück.

Unterz. Ludwig August."

Im Laufe der Tage des 7. und 8. verschlimmerte sich die Krankheit. Der König fühlte seinen Körper buchstäblich gesagt, fetzenweise vergehen. Von seinen Hofleuten verlassen, welche nicht mehr wagten, bei dieser lebendigen Leiche zu bleiben, hatte er keine anderen Wärter mehr, als seine drei Töchter, die ihn keinen Augenblick verließen.

Der König war entsetzt. Er sah in diesem schrecklichen Brande, welcher sich des ganzen Körpers bemächtigte, eine unmittelbare Strafe des Himmels. Für ihn war die unsichtbare Hand, welche ihn mit schwarzen Flecken bezeichnete, die Hand Gottes. In einem Phantasiren, das um so schrecklicher war, als es nicht das des Fiebers, sondern das der Gedanken war, sah er Flammen, sah er den glühenden Abgrund, und er rief seinen Beichtvater, den armen blinden Priester, seine einzige Zuflucht, damit er zwischen ihm und dem Feuerpfuhle das Crucifix ausstreckte. Nun nahm er selbst Weihwasser, er selbst hob die Betttücher und die Decken auf, er selbst ließ unter Gestöhn des Schreckens das heilige Wasser auf seinen ganzen Körper rieseln, dann verlangte er das Crucifix, ergriff es mit vollen Händen, küßte es inbrünstig, wobei er ausrief: Herr! Herr! bitte für mich, den größten Sünder, der jemals gelebt hat.

In diesen schrecklichen und verzweifelten Aengsten verfloß der Tag des 9. Während dieses Tages, der nur eine lange Beichte war, verließen ihn weder der Priester, noch seine Töchter. Sein Körper war von dem abscheulichsten Brande befallen, und, lebendig, dünstete die Leiche des